

Johannes von Müller am landgräfllich hessischen und königlich westfälischen Hofe in Cassel

Autor(en): **Gundlach, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch für schweizerische Geschichte**

Band (Jahr): **18 (1893)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-29534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

JOHANNES VON MÜLLER

AM

LANDGRÄFLICH HESSISCHEN

UND

KÖNIGLICH WESTFÄLISCHEN HOFES IN CASSEL

VON

FRANZ GUNDLACH

Leere Seite
Blank page
Page vide

«Behandelt jeden Menschen nach
seinem Verdienst, und wer ist vor
Schlägen sicher?» *Shakespeare.*

Johannes Müller, in dem die Schweiz den grössten Herold ihrer ruhmvollen Vergangenheit verehrt, gehört nicht nur seinem schweizerischen Vaterlande an. Cassel, Mainz, Wien und Berlin zählen ihn gleicherweise zu den ihrigen. Die Geschichte von Kurmainz, von Wien, von Berlin ist in gewissem Sinne untrennbar von dem Namen Müllers; ebenso ist eine Geschichtsschreibung Cassels oder des Westfälischen Königreichs kaum möglich, ohne Müllers dabei zu gedenken. Die Schweiz hat Müller hervorgebracht, Deutschland ihn zu dem gemacht, was er geworden ist; hier empfing der Theologe Müller die Anregungen, die ihn seinen wahren Beruf als Historiker erkennen liessen, hier erhielt er seine Ausbildung; in Deutschland sah er die Erfolge seiner Thätigkeit, erntete er den Ruhm seines Schaffens, aber hier sah er auch den Zusammenbruch seiner hochstrebenden Hoffnungen, seinen tragischen Fall, seinen Untergang.

Dreieinhalb Jahre hat Müller in zwei gesonderten Abschnitten in Cassel zugebracht: zum ersten Male in der Jugendkraft seines Schaffens, als diese Stadt unter einem kunstsinnigen und kenntnisreichen Fürsten den Gipfel ihrer litterarischen Blüte erreicht hatte¹⁾; dann als alternder Mann in einer Satrapie des napoleonischen Reiches; dort als Historiker, hier als Staats-

¹⁾ Der erste Aufenthalt Müllers in Cassel ist von fast allen seinen Biographen viel zu nebensächlich behandelt, nirgends erschöpfend dargestellt worden. Die einzige rühmliche Ausnahme bildet die in Dr. Heinrich Doerings trefflicher und entschieden bester Lebensbeschreibung Müllers, Zeitz 1835, S. 99—121 enthaltene Darstellung.

mann. — Um die Zeit seines ersten Casseler Aufenthaltes regierte in Hessen-Cassel der Landgraf Friedrich II, ein Fürst, der, den Überlieferungen seiner Vorgänger getreu, noch einmal einen künstlerischen und litterarischen Höhepunkt in der Entwicklung seiner Residenz herbeigeführt hatte, unterstützt von einem Manne, der als Mensch, als Staatsmann, als Historiker hervorragend, zu seiner Zeit eine fast einzigartige Stellung im untergehenden Reiche einnahm: dem Generallieutenant und Staatsminister Martin Ernst von Schlieffen; zugleich umgeben von einem auserwählten Kreise von Gelehrten, die der Stätte ihrer Wirksamkeit den geistigen Stempel aufdrückten. Nur wenige deutsche Städte der damaligen Zeit konnten sich des gleichzeitigen Besitzes so vieler litterarischer Berühmtheiten erfreuen, als gerade Cassel in seiner letzten Glanzperiode, unter seinem Landgrafen Friedrich.

Hierhin kam Müller, kaum dreissigjährig. Hatte er schon durch sein *Bellum Cimbricum*, das er als Professor der griechischen Sprache und Litteratur in seiner Vaterstadt Schaffhausen¹⁾ im Jahre 1772 herausgegeben hatte, die Augen der gelehrten Welt auf sich gezogen, so wurde er durch den ersten Band seiner *Schweizergeschichte*, der 1780 in Bern (Boston) erschien, mit einem Schlage ein berühmter Mann. — Der geistvolle Schlieffen, der allen neuen wissenschaftlichen Erscheinungen seine Teilnahme zuwandte, las sie und mag wohl schon damals den Wunsch gehegt haben, den so plötzlich berühmt gewordenen Schweizer für Hessen zu gewinnen. Ein günstiges Geschick liess diesen Plan sich verwirklichen²⁾.

¹⁾ Er hatte kurz zuvor, als zwanzigjähriger Jüngling, diese Stelle erhalten.

²⁾ Ausser den nachher im Context und in den Noten angeführten litterarischen Quellen habe ich noch folgende Schriften benutzt: *Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenz-Stadt Cassel*, 2. Auflage von Jacob Hoffmeister, Cassel 1882; die *Hochfürstlich Hessen-Casselischen Staats- und Adress-Calender der Jahre 1778 bis 1806*; *Die Schaffhauser Schrift-*

I.

1781—1783.

Müller unternahm, nicht zufrieden mit seiner bisherigen Stellung in Genf, im September des Jahres 1780 eine Reise nach Deutschland, voll froher Hoffnung, vielleicht in Berlin bei dem grossen Friedrich dem Ziele seiner Wünsche näher zu kommen. «Vater Gleim», sein alter Freund aus seiner Göttinger Universitätszeit her, den er unterwegs in Halberstadt besuchte, unterstützte ihn mit freundlichen Rathschlägen und munterte ihn auf, sich in Berlin um ein Amt zu bewerben. Müller hoffte auf eine Anstellung bei der Berliner Akademie; so glaubte er die erwünschte Musse für seine schriftstellerische Thätigkeit zu finden und auch materiell genügend sicher gestellt zu werden. Letzteres lag ihm vor allem am Herzen. «Mir ist von verschiedenen Bedienungen gesprochen worden», schreibt er bereits am 24. Oktober 1780 aus Potsdam an seine Mutter ¹⁾, «über deren keine ich mich entschliessen kann, ehe ich Berlin gesehen; in solchen Sachen ist mein Grundsatz, zu trachten, dass ich in so wenig Zeit als ich kann, genug erwerbe, um bald wieder bei Euch, l. M., vergnügt und unabhängig zu leben mit einem Wort, annehmen werde ich gewiss nicht, was nicht recht sehr gut für mich ist». Man legte ihm

steller von der Reformation bis zur Gegenwart, von C. M. (Joh. Conrad Maegis, Pfarrer zu Ramsen), Schaffhausen 1869, S. 51 bis 57; Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrhundert, Aarau 1812; von Mülinen, Prodrum einer schweizerischen Historiographie, Bern 1874; Pierers Universal-Lexicon, 6. Aufl., sowie die Conversations-Lexica von Meyer (4. Aufl.) und Brockhaus (3. Aufl.).

¹⁾ Johann von Müller sämtliche Werke. Herausgegeben von Johann Georg Müller. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 27 Bände. Band V, Seite 21.

nahe, eine Professur an einer preussischen Universität anzunehmen; doch konnte er sich nicht hiezu verstehen. In Berlin gab er seine *Essays historiques* heraus; man machte den König darauf aufmerksam; d'Alembert empfahl ihm den Verfasser und erwirkte Müller die ersehnte Audienz. Am 16. Februar 1781 sah er sich mit grosser Gemütsbewegung dem grossen Könige gegenüber. Friedrich empfing ihn gütig; aber Müller hinterliess bei ihm keinen günstigen Eindruck. Die erwartete Anstellung blieb aus. So wandte er sich, mit einem Empfehlungsschreiben des preussischen Kronprinzen, nach Braunschweig. Der regierende Herzog Carl Wilhelm Ferdinand und der ganze Hof erwiesen ihm hohe Ehren; aber die durch den Tod Lessings erledigte Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel, die er zu erlangen trachtete, war leider schon vergeben. Trotzdem hoffte er immer noch; aber sein Schicksal schien entschieden. Er wandte sich wieder der Heimat zu.

In der zweiten Maiwoche des Jahres 1781 kam Müller auf der Heimreise nach Cassel, in der Absicht, nach kurzem Aufenthalt weiter zu reisen. Aber das Schicksal wollte es anders. Müller liess sich dem Staatsminister von Schlieffen vorstellen und erwarb sich bald dessen Gunst und Freundschaft, die bis zu Müllers Tode ungetrübt blieb. «A peine l'eus-je vu que je ne pus pas me resoudre à le quitter», schreibt er bald darauf an Bonnet¹⁾. Schlieffen, selbst Geschichtskenner und Forscher und auch auf historischem Gebiete schriftstellerisch thätig, bot Müllern an, in hessische Dienste zu treten; dieser, durch das Scheitern seiner Pläne klug geworden, sagte zu. Er schildert seinen Gönner in einem Briefe an seine Mutter²⁾: «Ich hatte das Vergnügen, hier einen grossen Mann kennen zu lernen, von dem ich viel gehört hatte, Martin Ernst Freiherr (!) von Schlieffen, Landgräflich hessischer Staatsminister, Generallieutenant, Oberster der Leibgarde, Kammerherr, des goldenen

¹⁾ Band XV der sämtl. Werke, Seite 311 f.

²⁾ Cassel, 26. Mai 1781. Sämtl. Werke, Band V, S. 38 ff.

Löwenordens Ritter, Comthur auf Homburg. Sein Alter ist 49 Jahre, seine Miene voll Adel, Würde und Geist. Fünf Jahre hatte er das Heldenschwert geführt, den ganzen Staat umfasst sein Blick; er ist schön und reich, aber seine Seele ist noch schöner und an Tugenden reicher; in seinen Manieren herrscht Anstand und Höflichkeit. Von seinem Fürsten wird er in hohen Ehren gehalten, vom ganzen Hof äusserst respectirt als ein Mann, der gross denkt und frei spricht. Gelehrt ist er in der Historie, als hätte er nie andere Geschäfte verwaltet. Von seinem uralten Adel spricht er als von einem zufälligen Glück, das nur durch moralischen Adel etwas wird Er, dem nichts entgeht, hatte die Geschichte der Schweiz gelesen. Bald verschwand meine Furchtsamkeit. Ich sah ihn oft, er schrieb mir und ich an ihn, woraus Ihr, l. M., schliessen könnt, wie geneigt ich war, hier zu bleiben». — Der Landgraf entsprach Schlieffens Vorstellungen gern; nur eine passende Stelle wollte sich anfangs nicht finden. Schliesslich erhielt Müller eine Professur für Geschichte und Statistik an dem Collegium Carolinum zu Cassel. Müller schreibt darüber in dem erwähnten Briefe an seine Mutter: «Heute, als ich mich frisiren liess, kam ein Bedienter: Ihre Excellenz wären angekommen und erwarten mich. — Als ich kam, «Nun», sprach er (Schlieffen), «sind Sie unser». Vor der Hand wurden mir 400 Thaler bestimmt, mit sicherer Hoffnung baldiger Vermehrung. Als ich frug: «wenn ich meine Collegien anfangen soll», sagte mir Hr. von Schlieffen: «Das ist das geringste, es ist Ihr Dchl. wenig daran gelegen, einen Professor mehr zu haben, viel aber daran, Sie zu haben, indem ich hiezu beigetragen, habe ich nicht Ihnen gedient, sondern Hessen und meinem Fürst, und gratulire diesem noch mehr als Ihnen». Ich konnte nicht sprechen, ich war des unstäten Lebens so überdrüssig, ich konnte mich nicht entschliessen, von der Wohlthätigkeit meiner Freunde ferner Gebrauch zu machen, nun ist mein Glück entschieden. Nun bin ich denjenigen Wissenschaften, die ich immer studirt habe, auf ewig geschenkt ».

Müller war also nunmehr wohlbestallter Professor publicus ordinarius des sogenannten «Collegium Illustre Carolinum». Ich will zum Verständnis einige Worte über diese Anstalt hier einfügen. Dies Collegium war von dem Landgrafen Carl, dem Grossvater des regierenden Landgrafen, am 2. November 1709 eröffnet worden. In der ersten Zeit war die mathematische und physikalische Wissenschaft der Hauptlehrgegenstand; daneben wurden einzelne Vorlesungen über Geschichte, Philosophie und Beredsamkeit gehalten; später wurde ein Seminarium medico-chirurgicum damit verbunden, das bald infolge tüchtiger Lehrkräfte eine grössere Bedeutung als die mathematische Hauptanstalt erlangte¹⁾. Landgraf Friedrich fügte 1766 den bisherigen Lehrgegenständen noch den Unterricht in drei Sprachen und in Leibesübungen hinzu und setzte die Studienzzeit auf zwei Jahre fest; 1773 endlich wurde das Carolinum auch eine Vorschule für den Militär- und Hofdienst. Diese Anstalt, ursprünglich dazu bestimmt, jungen Männern eine gründliche Vorbereitung für das Universitätsstudium zu gewähren, erhob sich an Bedeutung fast zum Range einer kleinen Universität; ihre innere Einrichtung war ganz der einer Hochschule nachgebildet. Unter Landgraf Friedrich wirkten an ihr Männer von bedeutendem Ruf, zum Teil durch Schlieffens Bemühungen erworben: der Philolog Dietrich Tiedemann, der Weltumsegler Georg Forster und der Staatsrechtslehrer Runde; Jacob Mauvillon lehrte Geometrie, Du Ry die Baukunst; der Physiker Sömmering, die Mediciner Stein und Böttger und vor allem Baldinger und mancher Andere, sie alle erfreuten sich grosser Berühmtheit²⁾. In diesen vornehmen

¹⁾ U. a. wirkte hier der treffliche Johann Jacob Huber aus Basel seit 1742 als Professor der Anatomie und practischen Chirurgie. Er starb den 6. Juli 1778.

²⁾ Jacob Vogel behauptet in der trefflichen Studie: «Johannes Müllers Freundschaftsbund mit Carl Victor von Bonstetten» in seinen schweizer-geschichtlichen Studien, Bern 1864, 8^o, S. 44, Cassel habe zu dieser Zeit keine höhere Lehranstalt besessen u. s. w. Der Verfasser weiss offenbar nichts über das Carolinum.

Kreis wissenschaftlicher Grössen trat Müller als würdiges Mitglied ein.

Er konnte mit Recht zufrieden mit dieser Stelle sein; sie war ganz nach seinem Sinne. Auch war ihm der Landgraf gewogen und begünstigte ihn dauernd. Als Müller ihm für seine Ernennung gedankt hatte, erhielt er folgendes Handbillet des Fürsten:

« Mon cher Professeur Muller! Si votre nomination comme Professeur de l'Histoire Vous a fait plaisir, je m'applaudis de l'acquisition que j'ai faite d'une personne qui s'est acquis tant de réputation dans la république des lettres, et qui ne pourra qu'augmenter le lustre du collège, d'ont elle est membre. Je m'en promets les suites les plus heureuses et suis

Wabern, ce 3. Juin 1781

Votre très affectionné

Frédéric L D Hesse » ¹⁾.

In Cassel selbst gefiel es ihm sehr gut. In einem Briefe an Bonnet ²⁾ schildert er mit Begeisterung die Schönheiten der Stadt und ihrer Umgebung. Vor allem erfreute ihn der Umgang mit Schlieffen; bei diesem ihm geistesverwandten Manne fand er Verständnis für seine Pläne, seine Verehrung für ihn spricht aus allen seinen Briefen in dieser Zeit. « Ich bin von unbeschreiblichem Eifer entflammt », schreibt er an seinen Bruder am 1. Juni 1781 ³⁾, « mich des Hrn. von Schlieffen würdig zu beweisen und werde seinetwegen hundertmal stärkere Efforts thun. » — « Unmöglich kann ich Euch mit Worten ausdrücken, wie vergnügt ich lebe. Der grosse Minister und General, den ich Euch beschrieben habe, wurde bald mein Freund; bald erstarb und verschwand aller Zwang des Ceremoniels; wenn er hier ist, besuche ich ihn so oft und so lange

¹⁾ Band V der Sämtl. Werke, S. 41.

²⁾ Vom 29. Mai 1781. Sämtl. Werke, Band XV.

³⁾ Band V der Sämtl. Werke, S. 42.

ich will; wenn er abwesend ist, schreiben wir uns beinahe täglich; in allen kleinen und grossen Dingen ist er mein Rath, er spornt mich an zu den besten und grössten Dingen; der Hof, die Stadt, das Heer verehren ihn, ich liebe ihn, wie Ihr wohl sehet, ganz ungemein »¹⁾. — An den Geheimrath C. W. Dohm in Berlin (ehemals Professor am Carolinum) schrieb er am 17. Juli 1781:²⁾ «Wie vergnügt und glücklich ich bin, ist schwer zu beschreiben. Ich besuche keinen Menschen, und habe mit niemandem Freundschaft, als mit Herrn von Schlieffen. Diesen habe ich aber so lieb gewonnen, an ihm habe ich solche Eigenschaften gefunden, dass ich nicht geglaubt hätte, nun Athen und Rom untergegangen, einen Mann von so mannigfaltigen Tugenden und Einsichten finden zu können. Auch ist nicht leicht ein Tag meines Aufenthaltes verflossen, ohne dass wir beyde Einsiedler einander geschrieben oder gesehen hätten. Bey meinen Studien freute ich mich besonders, ihm das Resultat mittheilen zu können, seine Gedanken zu hören, mit ihm, wie oft geschehen, zu streiten. An das Bedürfniss anderen Umganges dachte mein Herz nicht. Nun ist er freylich auf drei Wochen in Mecklenburg, wo er Fredenhagen gekauft hat: Gott weiss und er, was es mir gekostet; ich schreibe ihm nun so, als ob er hier wäre, behalte aber alles auf seine Heimkunft: ich erwarte diese mit schmerzlicher Sehnsucht, ich glaube mich in eine Einöde gebannt, oder zu Wasser und Brot». — Von Schlieffen finde ich folgende Äusserung: «Auch glückte es unter jenen Gelehrten mit der Zeit anzuwerben einen Johann Müller, den angehenden Thucydides seines schweizerischen Vaterlandes, schon ausgezeichnet durch mancherlei geschätzte Aufsätze. Sein eisernes Gedächtniss war eine ungeheure Sammlung von was man seit Jahrtausenden geschrieben hatte. Sein Vortrag so leicht, wie der vom wissenleeresten Schöngeste jenseits Rheins. Er

¹⁾ Brief an seine Mutter vom 11. Juni 1781. Sämtliche Werke, Band V, S. 42.

²⁾ Sämtl. Werke, Band XVI, S. 117.

selbst leichter zu haben als zu behalten». (S. 175 der «Nachricht von einigen Häusern des Geschlechts der von Schlieffen» etc. Zweiter Band. Berlin 1830.)

Schon in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Cassel wurde Müller eine Auszeichnung zu Theil: die Ernennung zum Ehrenmitgliede der seit 1777 bestehenden Gesellschaft der Alterthümer (Société des Antiquités) zu Cassel. Als solches hatte er die Verpflichtung, der Gesellschaft, die unter dem persönlichen Schutze des Landgrafen stand, und ihre Sitzungen unter seinem Vorsitze abhielt, hin und wieder einen Vortrag über einen beliebigen wissenschaftlichen Gegenstand zu halten. Diese gelehrte Vereinigung, in ihren Anfängen aus der gebildeten Welt Cassels bestehend, umfasste nach und nach nicht nur eine grosse Zahl anderer deutscher Gelehrten; sondern auch regierende Fürsten, Prinzen, Diplomaten und Generäle aus fast ganz Europa gehörten ihr im Laufe der Zeit (bis 1806) an, und die bedeutendsten Grössen der damaligen Zeit zählten zu ihren Ehrenmitgliedern: Voltaire, d'Alembert, Lessing, Wieland, Goethe, Ramler und Dalberg, der nachmalige Fürst Primas und Grossherzog von Frankfurt u. A.¹⁾ — Müllers Mitglied-

¹⁾ Auch eine Reihe schweizerischer Namen von gutem Klang gehören hierher: allen voran Albrecht von Haller, ferner der Pfarrer Peter Mouchon (aus Genf) in Basel, Franz Jacob Hermann, Caplan und Cantor am St. Ursenstift in Solothurn, der Naturforscher Horaz Benedict von Saussures, Professor in Genf, nachher zu Paris, Johann Rudolf von Sinner, genannt von Ballaigues, Oberbibliothekar zu Bern, dann Landvogt in Erlach, auch des Grossen Rats zu Bern, der schweizerische Geschichtschreiber Alexander Ludwig von Wattenwyl, des Grossen Rats zu Bern, Landvogt zu Nidau, dann Obercommandant des Münsterthales, der Naturforscher Professor Carl Bonnet zu Genf, Müllers Lehrer und Gönner, der Procureur général der Republik Genf Robert Tronchin, ein Freund Montesquieus und Bruder des Staatsrats Jacob T., Erasmus Ritter, Architect und Kaufhausverwalter, auch des Grossen Rats zu Bern, der Philologe Johann Jacob Hottinger, Professor und Chorberr in Zürich, endlich Paul Heinrich Mallet, Professor der Rechte zu Genf und Landgräfl. Hessen-Casselischer Resident bei den Freistaaten Genf und Bern.

schaft erlosch erst im Jahre 1806 (1807); das Königreich Westfalen bedurfte der Gelehrsamkeit nicht, die Gesellschaft ging ein.

Am 14. August, dem Geburtstage des Landgrafen, hielt Müller im Carolinum seine Antrittsrede.¹⁾ Der Landgraf hatte als seinen Vertreter bei dieser Feierlichkeit den Freiherrn von Veltheim, Comthur des deutschen Ordens, gesandt. «Der Prinz von Solms und viele vornehme und gelehrte Männer nebst einer grossen Anzahl anderer geistlicher und weltlicher Zuhörer waren gegenwärtig, sie schienen vergnügt.²⁾» Der Inhalt der Rede ist im allgemeinen ein Lob der Geschichte (— «die Geschichte ist eine moralische Gymnastik» —) und Dank an den Landgrafen für die Berufung. Julian Schmidt³⁾ tadelt an ihr «die Incorrectheit und Dunkelheit des Stils, Verworrenheit in der Verbindung der Ideen.» — Nach einer Bemerkung in Müllers handschriftlichem Nachlasse (bei Mörikofer, die schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1861. 8^o. S. 470 f. — vgl. a. Fr. Emmert in Bluntschlis deutschem Staatswörterbuch, Band 7, Stuttgart und Leipzig 1862, S. 38) soll der Landgraf bei der Antrittsrede «unzufrieden» gewesen sein, dass «der neue Professor so klein sei und eine so schwache Stimme habe». Diese Angabe erscheint zweifelhaft, da doch nach Müllers eigenen Worten (Sämtl. Werke Bd. V, S. 52) der Landgraf bei der Antrittsrede gar nicht zugegen war. Ausserdem kann doch eine derartige Bemerkung, wenn sie wirklich gefallen ist, nur als Scherz und nicht als Ausdruck der Unzufriedenheit gelten. — Zu Anfang Oktober begann Müller seine Vorlesungen.

¹⁾ Sie ist abgedruckt unter Nr. XXXVI im 15. Stück der Neuen Miscellaneen, Leipzig 1781. 8^o. S. 466—476, ferner im Teutschen Museum 1782, Jan. S. 1—8, auch als Separatdruck nebst Anzeige seiner Vorlesungen, Cassel 1781, 4^o u. a.

²⁾ Aus einem Briefe Müllers an seinen Bruder, Sämtliche Werke, Bd. V, S. 52 f.

³⁾ Grenzboten, Zeitschrift für Politik und Literatur, 17. Jahrgang, I. Semester II. Band. Leipzig 1858. S. 104.

Als Grundlage hiezu dienten ihm die Manuscripte der in Genf gehaltenen Vorlesungen über die Universalhistorie, die er inzwischen mit zahlreichen Zusätzen bereichert und in gedrängtere Form gebracht hatte. Auch die preussische Geschichte wurde diesmal ausführlich dargestellt. Müller selbst bezeichnet seine beiden Collegien als «1) de regno et republica, oder die Politik, 2) die Statistik, verbunden mit der Historie¹⁾». Das amtliche Vorlesungsverzeichniss für das Collegium Carolinum im Wintersemester 1781 zu 1782 (in lateinischer und deutscher Sprache, ersteres unter dem Titel: *Catalogus lectionum, quas publice et privatim a die XV Octobris anni MDCCLXXXI habebunt professores Illustris Collegii Carolini quod est Cassellis*) giebt an: «Johannes Muller, P. P. O., de Statu et origine eorum quae in Europa inde a capta Roma per Herulos ad hanc nostram aetatem viguerunt, regnorum rerumque publicarum, ab hora post meridiem II ad III publice leget». Die deutsche «Anzeige der Vorlesungen» etc. sagt: «Die Statistik wird Herr Professor Müller privatim viermal in der Woche, von 11—12 lesen». — «Die Politik wird Herr Professor Müller öffentlich zweymal in der Woche von 11—12 lesen». — Müllers Zuhörer in seinen Vorlesungen waren zum grössten Teil die Officiere des Casseler Hofes, daneben aber auch andere Leute von Bildung, die lediglich aus Interesse an der Sache seine Collegien eifrig besuchten. In einem Briefe an seine Mutter (vom 4. Januar 1782)²⁾ zählt Müller seine hauptsächlichsten deutschen Zuhörer auf: «Friederich und Ludewig³⁾, Prinzen von Hessen-Philippsthal. Die Grafen von Lynar⁴⁾ und Bohlen⁵⁾. Der Herr von Canitz⁶⁾.

¹⁾ Brief an Dohm, Cassel 19. Juli 1781. Band XVI der Sämtlichen Werke, S. 118.

²⁾ Sämtl. Werke, Bd. V, S. 68 f.

³⁾ War zuletzt Kgl. Neapolitanischer Generallieutenant und Gouverneur der Festung Gaëta.

⁴⁾ Kammerjunker und Stabsrittmeister im Carabinier-Regiment Moriz Ludwig Graf von Lynar.

⁵⁾ Hofjunker Friedrich Ludwig Graf von Bohlen.

⁶⁾ Kammerherr Wilhelm von Canitz. S. unten.

Die Hauptleute der Garde, Herr von Wakeniz und von Eschwege. Die Lieutenants der Garde, der Carabiniers, der leichten Reuterei und der Dragoner, von Wakeniz, von Stein, von Wiesenhütte, Furer und Piderit. Die Fähndriche der Garde, von Buttlar, von Marescotti, von Trott. Der Justizrath von Lindau. Der Hofjunker Herr von Stockhausen. Der Hofarchivarius¹⁾, und andere, die mir nicht beifallen». — Müller hielt seine Vorlesungen für die deutschen und französischen Offiziere getrennt, in deutscher und französischer Sprache; dies scheint wenigstens aus der Bemerkung Müllers hervorzugehen: «Montags fange ich mein Collegium mit den deutschen, Dienstags ein zweites mit den französischen Offiziers an²⁾». Durch die obige Aufzählung der deutschen Zuhörer ohne die französischen wird diese Vermutung bestätigt. — Müller spricht mit grosser Anerkennung von seinen Zuhörern, er rühmt ihren Fleiss und ihre Aufmerksamkeit, und dies belohnte ihn für die verdoppelte Mühe, die er bei seinen Vorlesungen anwenden musste. «Mein Collegium», so schreibt er³⁾, «ist für mich ein Vergnügen. Alle meine Vorstellungen werden gleichsam wieder in den Tiegel gebracht; ich Sorge für den Ausdruck, besonders dessen Kraft»; und am 26. Januar 1782 schreibt er an seinen Bruder⁴⁾: «Die Officiers im hiesigen Dienst kann ich nicht genug loben. Mit welcher Empfindung sie mich ehegestern über Sultan Saladin angehört. Sie sind aufmerksamer und eifriger, als ich jemals Zuhörer gesehen. Viele schreiben auf, nichts hält sie ab». Diese Aufmerksamkeit seiner Zuhörer nötigte ihn «zu solcher Sorgfalt im Ausarbeiten, dass jede Vorlesung fünf Stunden

¹⁾ Regierungsrat Friedrich Christoph Schmincke, bekannter hessischer Geschichtsforscher.

²⁾ Sämtliche Werke, Bd. V, S. 68 (Brief an seine Mutter vom 4. Januar 1782).

³⁾ An seinen Bruder am 6. Oktober 1781. Sämtl. Werke, Band V S. 55.

⁴⁾ Sämtl. Werke, Band V, S. 75 f.

in Cassel.

Vorarbeit fordert und ich sie gern anwende»¹⁾). Er begründet seine Vorliebe für das Militär, die bei einem Republikaner einigermaßen Wunder nehmen kann, damit, dass «bei tapfern Männern am meisten gerader Sinn des Wahren und Edeln wohnt»²⁾). — Das Verhältnis Müllers zu den Offizieren war anfangs nur das, wie es gewöhnlich zwischen dem Professor und seinen Zuhörern zu bestehen pflegt; erst später entwickelte sich ein freundschaftlicherer persönlicher Verkehr: «Auch Abends bringe ich eine oder zwei Stunden im Clubb mit vielen Officiers zu; denn das gestehe ich, dass ich zum Officier allezeit noch eine besondere Vorliebe habe»³⁾).

Müllers wissenschaftliche Thätigkeit blieb auch in Cassel eine überaus eifrige. Überhaupt war der zweijährige Aufenthalt in dieser Stadt für seine geistige Entfaltung bedeutungsvoll und bezeichnet eine Zeit umfassenden produktiven Schaffens. Müllers ununterbrochener Fleiss erregt Bewunderung. «Nun ich täglich 14 Stunden arbeite», schreibt er am 16. August 1781⁴⁾. Und diese Zeit war der mannichfaltigsten Beschäftigung gewidmet. Nicht nur erforderte, wie oben erwähnt, die tägliche Vorbereitung für seine Vorlesungen einen grossen Zeitaufwand; sondern er widmete sich hauptsächlich den Sammlungen für die beabsichtigte Universalhistorie. Daneben betrieb er mit Vorliebe, die Fortsetzung der Schweizergeschichte, und fand obenein noch Zeit für die Vorträge in der Gesellschaft der Altertümer, die er hin und wieder zu halten verpflichtet war. — Bei allen diesen Bestrebungen stand ihm der gelehrte Schlieffen, ein ausgezeichnete Kenner des klassischen Altertums, ratend und helfend zur Seite. Schlieffen war es, der ihm den Plan eingab,

¹⁾ Brief an seinen Bruder vom 13. December 1781. Sämtl. Werke, Band V, S. 57.

²⁾ Lowe, Bildnisse jetztlebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographieen. Berlin 1806, S. 28.

³⁾ Grenzboten S. 103.

⁴⁾ Dr. Heinr. Doerings Leben Müllers. S. 105, vgl. a. S. 107 in einem Brief an seine Mutter.

die Weltgeschichte ganz aus der gesamten vorhandenen Litteratur in chronologischer Reihenfolge zu studieren; er veranlasste ihn, «eine grosse Reise durch die Weltlitteratur von Homer bis Voltaire zu machen»¹⁾; er las mit ihm «die alten poetischen Denkmale teutscher Art und Kunst, und begleitete ihn auf der lehrreichen Reise durch das griechische und römische Alterthum, als er die Universalhistorie einmal ganz aus den Quellen und in allen Quellen zu studiren unternahm»²⁾; d. h. Müller las und excerpierte zunächst nicht nur die geschichtlichen Schriftsteller des Altertums, sondern auch die Dichter, Philosophen, Grammatiker u. s. w. Aus Müllers Briefen können wir uns eine annähernde Vorstellung von dieser gewaltigen Thätigkeit machen. Am 19. Juli 1781, also etwa 8 Wochen nach Beginn dieser Arbeit, schreibt er an den Geheimen Rat Dohm in Berlin: «Den ganzen Homer, Hesiodus, Anakreon, Theognis, Aeschylos, Herodot, Palaephatus, Heraklitus, Eratosthenes, Phurnutus, die arundelschen Marmor und andere Alte habe ich bis dahin hier gelesen und vollständig excerptirt»³⁾. Am 18. October 1781 hatte er die Lektüre von 54 Schriftstellern vollendet und Auszüge aus ihnen gemacht⁴⁾ und am 11. Dezember 1781 schreibt er an Füssli in Zürich: «ich habe nie glücklicher als in Cassel gearbeitet habe auch aus 88 Schriftstellern, seit meinem Hiersey, Auszüge gemacht »⁵⁾, und schon am 12. August 1782 konnte er Herder mitteilen, dass «kein Factum von Moses bis auf Cicero in den Schriftstellern sei, dass nicht in seinen Auszügen an seinem Ort stünde»⁶⁾.

1) Martin Ernst von Schlieffen, sein Leben und sein Verhältnis zur Sprachreinigung. Vortrag gehalten von Dr. Carl Scherer. Zeitschrift «Hessenland» 1891, Nr. 19, S. 254. (Auch als S.-A. in Cassel erschienen.)

2) Lowe, Bildnisse S. 28.

3) Sämtl. Werke, Band XVI, S. 119.

4) Brief an Dohm. Band XVI der Sämtl. Werke, S. 120.

5) Sämtl. Werke, Band XVI, S. 122, 124.

6) Sämtl. Werke, Band XVI, S. 186.

Neben dieser Beschäftigung nahm auch die Bearbeitung der Schweizergeschichte steten Fortgang. Und auch hier übte Schlieffen einen entscheidenden Einfluss auf Müller aus. Er ermahnte ihn immer und immer wieder, die «Schweizerhistorie», in der er mit Recht Müllers eigentliche Lebensaufgabe erblickte, mit grösserem Ernst wieder vorzunehmen, indem er ihm sogar einmal scherzhaft droht, ihn, wenn er sich weigere, einsperren zu lassen. Müller verwendete nun, wie er am 19. Januar 1782 an seinen Bruder schreibt, wöchentlich vier Tage dazu: «er werde diese Arbeit eher nicht unterlassen, bis die Nation durch die Jahrhunderte hinunter auf den Bund von 1777 mit Frankreich gebracht worden sei»¹⁾. Schon am 5. Februar 1782 konnte er Schlieffen einige glänzende Landschaftsbilder aus dem zweiten Teil zuschicken²⁾. Vor allem warf ihm Schlieffen «die Affectation so vieler französischer Worte» im ersten Band der Schweizergeschichte vor und bestimmte ihn so zu einer Umarbeitung in Beziehung auf Sprache und Ausdruck. Schon zu Beginn seiner Bekanntschaft mit Müller hatte er diesen ermahnt: «Schreiben Sie künftighin teutsch, in einer fremden Sprache werden Sie nie ihrer selbst würdig seyn, in der teutschen Literatur können Sie Epoche machen»³⁾. — Dass Müller diesen Vorschlag gern befolgte, beweist eine Äusserung zu Dohm vom 18. October 1781: «. . . D'ailleurs j'aime d'avantage de jour en jour cette langue allemande si riche dans ses compositions, si hardie dans ses tours, si grave et en même tems si souple»⁴⁾. Der erste Band der Schweizergeschichte ist auch in der That in der Umarbeitung weit besser im Ausdruck, und Schlieffen äussert selbst seine Freude darüber, dass nun «die Gedanken weit richtiger, die Schreibart viel deutlicher sei».

1) Sämtl. Werke, Band V, S. 70.

2) Grenzboten, S. 218.

3) Scherer, Schlieffen, a. a. O.

4) Sämtl. Werke, Band XVI, S. 120.

Auch hat Müller vermutlich die 36 Seiten Anmerkungen, die ihm Schlieffen geschrieben hatte, hierbei mitverwendet¹⁾.

Die öffentlichen Vorträge, die Müller in diesem und dem folgenden Jahre in der Gesellschaft der Altertümer hielt, sind in der Hauptsache folgende. — Seine erste sehr beifällig aufgenommene Rede in französischer Sprache hielt er noch im Mai 1781²⁾; sie handelt über den Einfluss, den die alten Griechen und Römer auf die Neuern gehabt haben und haben sollen (*de l'influence des anciens sur les modernes*). Am 1. September 1781 redete er, ebenfalls in französischer Sprache, «vor dem Durchl. Herrn in Gegenwart der Staatsminister und Generale, und aller, die in Cassel die Wissenschaften lieben», über den Homer³⁾, ferner über «Deutschland» (vorzüglich gegen die damalige deutsche Gelehrtenwelt gerichtet); ausserdem verfasste er ein französisches Mémoire vom Ursprung der weltlichen Gewalt des heiligen Stuhles, oder über die Gründung des Kirchenstaates, hauptsächlich in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts, welches er am 19. (nicht 18.) Januar 1782 in der Gesellschaft der Altertümer vorlas⁴⁾. Diese Schrift erschien im selben Jahre unter dem Titel: «*Histoire de l'établissement de la domination temporelle du Souverain Pontife particulièrement dans la dernière moitié du huitième siècle*». In Rom fand diese Schrift eines Protestanten den allergrössten Beifall; man sah in ihr eine Apologie des Katholicismus und versuchte von der Zeit an mehrfach, doch erfolglos, Müller zum katholischen Bekenntnisse hinüberzuziehen. — Unzweifelhaft die wichtigste und merkwürdigste Frucht seines Fleisses in dieser Zeit waren die «Reisen der Päpste», die er, zum Teil angeregt durch die vorige Schrift über die Gründung des Kirchenstaates, unmittelbar aber beeinflusst durch die Reise des Papstes Pius VI.

1) Scherer, a. a. O.

2) Sämtl. Werke, Band V, S. 40 f.

3) Sämtl. Werke, Band V, S. 53.

4) Sämtl. Werke, Band V, S. 70.

nach Wien, in Angriff nahm. — Müller begab sich anfangs März 1782 vom Schloss Riede aus, wo er sich als Gast des Landrates von Meysenbug aufgehalten hatte, nach Weimar, um seinen Bruder Johann Georg, der im Hause Herders lebte, vor dessen Abreise aus Weimar noch zu begrüßen. Er spricht in seinen Briefen mit Begeisterung von Herder: er ist «einer der allerscharfsinnigsten, belesensten Männer, dabei sehr rechtschaffen, sehr liebenswürdig, und wird dem Bruder nützlicher sein, als eine ganze Universität . . . 1)». Auch konnte er sich einer höchst ehrenvollen Aufnahme und Behandlung von Seiten des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar, der Herzogin-Mutter Anna Amalia, und Goethes erfreuen. Ebenso erwies ihm der Sachsen-Gothaische Hof auf Herders Empfehlung hin grosse Auszeichnung; hier las er seine Abhandlung über die Reisen der Päpste vor, und man redete ihm zu, sie drucken zu lassen. Am 18. März kehrte er wieder nach Cassel zurück, und alsbald unternahm er mit grossem Fleisse die Ausarbeitung. Bereits am 13. April (wie es scheint) war der Druck beendet. Die Schrift machte unter den damaligen erregten Zeitumständen, den kühnen und selbständigen Reformversuchen des Kaisers Joseph II. auf kirchlichem Gebiete und der Reise des Papstes nach Wien, ob der originellen, freimütigen und schwungvollen Darstellungsweise, ein berechtigtes und nachhaltiges Aufsehen, zumal da sie von protestantischer Seite ausging.

Was die Vorlesungen Müllers im Sommerhalbjahre 1782 anbetrifft, so waren sie nach den Vorlesungsverzeichnissen genau dieselben wie im vergangenen Winterhalbjahre und blieben es auch im Winterhalbjahre 1782 zu 1783.

Am 19. Januar 1782 berichtet Müller in einem Briefe an seinen Bruder 2) von einer Krankheit, die ihn zu Anfang des Jahres befallen hatte. « . . . Fünf Tage lebte ich ohne alle Speise und Bücher . . . ». Auch war ihm seine erste Wohnung

1) Sämtl. Werke, Band V, S. 80.

2) Sämtl. Werke, Band V, S. 69 f.

zu unruhig, er sah sich genötigt, sie zu wechseln. Der Kammerherr und Major der Garde Wilhelm von Canitz gab ihm ein grosses helles Zimmer, «an dem abgelegensten Ort: ich sehe noch höre den ganzen Tag über keine menschliche Seele, sehe nichts als das grüne Thal von Cassel weit hinaus nach Jesberg hin, höre nichts als das Rauschen der Fulda unter meinen Fenstern und den Gang der nahen Mühle¹⁾». «Je n'y vois de tout le jour que la Fulde et la campagne, quelquefois les chevaux de Mr. de Gilsa . . . », schreibt er am 13. Februar 1782 an Dohm²⁾; seine Freude und Befriedigung über diese neue ruhige Abgeschlossenheit, die seinen Studien so förderlich war, zeigt sich aus diesen Stellen zur Genüge. Er fühlte sich glücklich und zufrieden. «Quand on se trouve bien, il faut rester où l'on est, et j'aime Cassel . . . »³⁾. Sein persönlicher Verkehr war nach wie vor beschränkt: «. . . je ne vois que Mr. de Schlieffen, dont la société est faite pour dégoûter de celle d'autrui. J'en reconnois et j'en aime les grandes qualités de plus en plus, il me tient lieu, non seulement des amis, que j'ai laissés en Suisse, mais d'un père même. Je vois quelquefois, mais plus rarement le Marquis de Luchet, le Commandeur de Veltheim etc. Mais le travail m'oblige à renoncer pour quelques années à de plus fréquentes distractions . . . »⁴⁾. Auch in der freundlichen Familie des Professors Casparson (am Carolinum) fühlte er sich wohl und heimisch. «Ich speise bei Hrn. Professor Casparson, einem Gelehrten von vieler Weltkenntniss und ein sehr tugendhafter Charakter; seine Frau, deren Haushaltung und Lebensart ganz der Eurigen gleich ist, hat mir meine Mobilien gekauft», so schreibt er am 11. Juni 1781 an seine Mutter⁵⁾, und am 4. Januar 1782 beschreibt er ihr⁶⁾ in an-

¹⁾ a. a. O.

²⁾ Band XVI der Sämtl. Werke, S. 132.

³⁾ Sämtl. Werke, Band XVI, S. 137 (an Dohm, 13. Februar 1782).

⁴⁾ Sämtl. Werke, Band XVI, S. 132.

⁵⁾ Sämtl. Werke, Band V, S. 43.

⁶⁾ Sämtl. Werke, Band V, S. 66 ff.

mutiger Weise die Feier seines Geburtstages (3. Januar), die ihm die Casparsonsche Familie veranstaltet hatte: « . . . Wir wurden alle gar sehr lustig, und ich am allermeisten; also dass ich auch gethan, was nicht leicht jemals, nämlich gesungen und getanzt, obwohl in Stiefeln; gelacht haben wir, dass es auf der Strasse zu hören war. Um 12 Uhr gingen wir auseinander, da ich mich denn in grosser Fröhlichkeit zu Bette gelegt, wohl geschlafen, munter aufgestanden, mich an meinen Schreibtisch gesetzt und meiner geliebten Mama dieses alles geschrieben habe. Ihr sehet daraus, dass anderwärts auch Menschen sind, welche mich lieben und mir viel gutes erweisen». — Die zufriedene Stimmung Müllers, die aus dieser und andern Äusserungen hervorgeht, wurde aber nicht selten getrübt. Die Hauptursache seiner zeitweiligen Missstimmung war seine unzureichende Besoldung. Die ihm ausgesetzten 400 Thaler reichten für ihn nicht aus, zumal da sein schon damals sehr umfangreicher Briefwechsel, seine häufigen Büchereinkäufe und andere ausserordentliche Ausgaben einen beträchtlichen Teil seines Gehaltes in Anspruch nahmen und ihn oft in arge Geldverlegenheit brachten, die meist seine Mutter und der stets hilfsbereite Freund Bonstetten wieder gut machten. In mehreren Briefen, an seine Mutter, an Bonnet, Herder und Nicolai, klagt er seine Bedrängnisse und seine dadurch hervorgerufene Missstimmung. « Viele unangenehme Seiten meiner hiesigen Lage », schreibt er am 12. August 1782 an Herder ¹⁾, « brachten mich in solche Traurigkeit, dass ich aller Arbeit, auch des Lesens unfähig wurde und zusehends abnahm. Die Hauptursache ist, weil mir der Landgraf so wenig Besoldung giebt, dass ich mich deswegen in beständigen Verdriesslichkeiten befinde, und weil ich doch zu viele Zeit ihm und andern, die um ihn sind, aufopfern muss, als dass ich meine Kenntnisse genugsam vermehren oder dem Publicum nützlich machen könnte Wenn Tronchin nicht am Fuss der Pyrenäen wäre, so wäre ich bey ihm ». Müller

¹⁾ Band XVI der Sämtl. Werke, S. 183 f.

bat deshalb den Landgrafen um eine besser besoldete Stelle, schon mit der heimlichen Absicht, die hessischen Dienste aufzugeben, falls der Fürst nicht auf sein Gesuch eingehen sollte ¹⁾. «Ich weiss nicht», schreibt er ²⁾, «ob ich lange da bleiben werde, wo ich bin; denn da mir nicht möglich ist, aus der mir bestimmten Pension des Landgrafen zu leben, habe ich bei einer sehr guten Gelegenheit ihn um eine andere Stelle gebeten . . .». Und wie immer, so nahm sich auch hier wieder Schlieffen in edler Fürsorge seiner an, und der Minister von Bürgel unterstützte ihn darin, und Müller erhielt wirklich auf seines Freundes Fürsprache hin am 26. November 1782 eine Gehaltszulage von 100 Thalern ³⁾. Zugleich wurde er seiner Professorstelle enthoben und ihm das angenehmere Amt eines «Sous-Bibliothecars» an der fürstlichen Bibliothek unter dem ganz und gar unfähigen Oberbibliothekar Geheimen Legationsrat Marquis de Luchet (dem *secrétaire perpétuel* der Gesellschaft der Altertümer) übertragen ⁴⁾. Als eine besondere «*marque de bienveillance*» erhielt er noch den Titel «Hochfürstlicher Rath». Seine Freude über diese Verbesserung seiner äussern Umstände war so gross, dass er an Bonstetten schrieb: «Ich gedenke nie einem anderen Fürsten zu dienen ⁵⁾», und an seine Mutter schrieb er am 7. December ⁶⁾: «. . . nun werde ich unbekümmerter leben können, zumal da man mir Hoffnung macht, nach nicht eben langer Zeit noch etwas mehr zu bekommen. Ferners ist mir meine Professorstelle abgenommen, so dass ich keine Collegien mehr halte, sondern ganz für mich und für die Nachwelt, so

¹⁾ Sämtl. Werke, Band V, S. 88 f.

²⁾ An Nicolai, 1. September 1782. Sämtl. Werke, Bd. XVI, S. 188.

³⁾ Grenzboten, S. 216.

⁴⁾ Unerklärlich ist die Behauptung Wegele's in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Leipzig 1885, Band 22, S. 597: «das Amt des Bibliothekars, das er wünschte, wurde ihm vorenthalten» (!).

⁵⁾ Vogel, Studien S. 45.

⁶⁾ Sämtl. Werke, Band V, S. 96 f. — Doering, Leben Müllers, Zeitz 1835, S. 117 f.

in Cassel.

Gott will, studiren kann. Anstatt voriger Stelle bin ich Bibliothecarius geworden, welches Amt mit meinen Studien und Neigungen aufs genaueste übereinstimmt, und mir überdies gesund ist, weil ich täglich nach der Bibliothek gehen muss. Da viele Einheimische und Fremde, auch der Landgraf selbst, oft hinkommen, so werde ich aufs angenehmste zerstreut. Endlich ist mir ein anderer Titel geworden, ich heisse nun Rath (welcher sich selbst oft nicht zu rathen weiss) ich habe nie besser gesehen, dass ich auch hier doch viele Freunde habe. Sonst wollte ich wieder zu Tronchin: doch hielt Hr. von Schlieffen für besser, ein bestimmtes Einkommen mit weniger Arbeit und vieler Musse für sich zu geniessen, als für jeden Pfennig von dem guten Willen Fremder, so freundschaftlich sie auch seyn mögen, abhängig zu seyn».

Neben dieser anfänglich ungünstigen materiellen Lage war aber noch ein anderer Umstand vorhanden, der ihn mitunter bedrückte: das war das zeitweilig ihn ergreifende Gefühl der Vereinsamung. Wenn er auch, wie wir gesehen haben, auf einen ausgedehnten geselligen Umgang gern und absichtlich verzichtet hatte und nur mit Schlieffen und anderen Wenigen verkehrte, so konnte doch die fast einsiedlerische Abgeschlossenheit, in der er lebte, auf die Dauer ihn nicht befriedigen. Man sieht dies am deutlichsten aus einem Briefe, den er schon am 22. Februar 1782 schrieb: «Es verfolgt mich seit einiger Zeit ein Überdruss des Lebens, den ich kaum bezwingen kann. Die Ursache liegt vermuthlich in der vollkommenen Einsamkeit, in der ich lebe. Die steife Entfernung der verschiedenen Stände in dieser Stadt ist mir lästig. Der sogenannte gelehrte Stand ist für mich selten der angenehmste zur Freundschaft, weil die deutschen Gelehrten, überhaupt genommen, selten munter und weltkundig sind. Bei meiner Empfindlichkeit und Lebhaftigkeit ist einiger Umgang mir unentbehrlich. Mit Einem Wort, ich weiss die Ursache vielleicht nicht; aber ich darf keinen Augenblick vom Buche wegsehen, ich muss meiner ganz vergessen, und mich in die Vorwelt hinein fühlen, wenn ich nicht entsetz-

liche Stunden haben will. Nicht als fände ich in mir etwas Zurückschreckendes — ich fühle nur die Verlassenheit»¹⁾. In dieser Stimmung fasste Müller, veranlasst durch die Korrespondenz mit dem Amerikaner Francis Kinloch, einmal sogar den verwegenen Plan, nach Amerika, dem Lande der Freiheit, auszuwandern²⁾.

Zu Anfang des Jahres 1783 erkrankte Müller abermals. Er schreibt hierüber: «. . . vom ersten Tage dieses Jahres an war ich fast vier Wochen in einem solchen Zustand der Erschöpfung meiner physischen Kräfte, dass ich bisweilen kaum die gewöhnlichsten Sachen thun konnte; und eben so lange seither durch eine Krankheit an den Augen eingeschlossen und oft und lang von Büchern und von der Feder entfernt»³⁾.

Schon lange hatte er den Wunsch gehegt, seine Angehörigen wiederzusehen und bei dieser Gelegenheit auch seine übrigen Freunde in der Schweiz aufzusuchen. Er nahm für diese Reise das Frühjahr 1783 in Aussicht, wie wir aus einem Briefe vom 15. Juni 1782 an seinen Bruder ersehen⁴⁾: «Wenn sich nichts ändert, so komme ich im Frühling 1783 zu Euch, reise mit Bonstetten durch ganz Schweizerland, und nehme ihn mit nach Cassel». Dass er diesen Zeitpunkt voll Ungeduld herbeisehnte, sehen wir aus einer weitem Mitteilung an seine Mutter⁵⁾, wo er bemerkt, dass er sie vielleicht im Herbst (1782) besuchen und dann nach Bern und Genf gehen würde. Neben der Sehnsucht nach der Heimat trieb ihn aber noch der Beweggrund, dass er die Materialien für die Schweizergeschichte dringend zu vervollständigen wünschte, und ausserdem war er einer körperlichen Erholung sehr bedürftig, da er «vielleicht

¹⁾ Sämtl. Werke, Band V, S. 76 f. — Doering, Leben Müllers, S. 111 f. — Vogel, Studien, S. 45 f.

²⁾ Vogel, Studien, S. 45.

³⁾ Brief an den Geh. Rat Jacobi in Düsseldorf vom 24. Februar 1783 (Sämtl. Werke, Band XVI, S. 194 f.).

⁴⁾ Sämtl. Werke, Band V, S. 86.

⁵⁾ Vom 3. August 1782. Band V der Sämtl. Werke, S. 88.

vom Clima, vielleicht vom Mangel an Gesellschaft, oder vielmehr wegen seiner zu grossen Entfernung vom Umgang, im vorigen Winter an seiner Gesundheit gar merklich geschwächt worden»¹⁾. Zu Anfang April des Jahres 1783 erhielt er in der That von dem Landgrafen einen mehrmonatigen Urlaub. Er eilte in die Schweiz. Was unter den bestehenden Verhältnissen fast ganz natürlich war, trat ein: Müller kehrte nicht nach Cassel zurück. Die Veranlassung hiezu war der alte Staatsrat Jacob Tronchin. Dieser schlug ihm vor, ihm seine letzten Lebensjahre (er war damals 73 Jahre alt) durch seine Gesellschaft zu verschönern, und versprach ihm dafür, nach Ablauf von sechs Jahren, oder, falls er früher stürbe, von seinem Tode an, ihm eine lebenslängliche Rente von 800 Gulden auszusetzen. Müller wurde hierdurch vor eine bedeutungsvolle Entscheidung gestellt. Er sollte wählen zwischen Cassel und Genf, zwischen einer unsichern Zukunft und einer lebenslänglichen Versorgung. Einmal fühlte er die Pflicht, wieder nach Cassel zurückzukehren; auf der andern Seite fühlte er eine moralische Verpflichtung, bei Tronchin zu bleiben, dem er von früher her zu Dank verpflichtet war²⁾. Aber die Unentschlossenheit und Unselbständigkeit, die ihm während seines ganzen Lebens, namentlich in entscheidenden Augenblicken anhaftete, siegte auch hier, — er liess sich überreden und blieb. Lange hatte er geschwankt, und die Unsicherheit seines Schicksals hatte ihn nicht wenig gequält. In seiner Bedrängnis hatte er sich auch an Schlieffen gewandt und war durch ihn in seinem Vorhaben wieder schwankend gemacht worden; doch am 18. Juni hatte er sich endgültig für sein Bleiben in Genf entschieden. In einem Briefe an Bonstetten spricht er sich ausführlich hierüber aus³⁾: Er habe einen Brief von Schlieffen erhalten und

¹⁾ J. H. Füssli, Johann Müllers Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz. Zürich 1812. 8^o. S. 141.

²⁾ Er war 1774 bis Anfang 1775 der Erzieher von Tronchins Söhnen gewesen und hatte in dessen Hause mannichfache Wohlthaten genossen.

³⁾ Boissière, den 24. Juni 1783 (Sämtl. Werke, Band XV, S. 293 ff.).

geföhlt, dass er es ihm schulde, zurückzukehren. Er wisse, dass er durch sein Scheiden von Cassel undankbar an Schlieffen handle; aber es falle ihm auch schwer, Tronchin in seiner Einsamkeit zu verlassen. Schlieffen habe ihm in achtzehn Monaten zwei Stellen verschafft, habe ihn in jeder Beziehung unterstützt und gegen seine Feinde stets in Schutz genommen. Aber auch Tronchin habe ihm immer eine väterliche Gesinnung bewiesen und thue dies noch. Das gesellschaftliche Leben in Cassel habe ihm nicht besonders zugesagt, anders in Genf; freilich sei es auch hier nicht ganz nach seinen Wünschen. Er sehne sich nach Schlieffen zurück. «Une chose me frappe. J'arrive à Cassel sans être connu de personne; Mr. de Schlieffen engage le Landgrave à créer une place en ma faveur, parceque j'ai écrit l'histoire de la Suisse . . .» Dies verpflichtet ihn zu Dankbarkeit. Aber oft scheine es ihm, dass Tronchin seiner mehr bedürfe als Schlieffen, und das sei der Grund, warum er jenem den Vorzug gäbe — u. s. w.¹⁾

Am 31. Juli (nicht Juni) bat Müller den Landgrafen Friedrich um seine Entlassung. Man schien in Cassel Müllers Beweggründe einzusehen; Mitte August erhielt er den erbetenen Abschied. Das hierauf bezügliche allerhöchste Reskript hat folgenden Wortlaut:

«Von Gottes Gnaden Wir Friedrich Landgraf zu
«Hessen — — — — thun kund hiemit, dass der Wohlge-
«lehrte Professor Müller aus der Schweiz seit 1781 in dieser
«Qualität bei Unserm allhiesigen Collegio Carolino, seit dem
«Jahre 1782 aber als Sous-Bibliothecar mit dem Prädicat
«als Rath bei Unserer grossen Bibliothek gestanden, sich
«auch derer dabei Ihme obgelegenen Verrichtungen behörig

¹⁾ Ich kann es mir nicht versagen, hier auf die Schrift von W. J. Thiersch: Über Johannes von Müller den Geschichtschreiber und seinen handschriftlichen Nachlass, Augsburg 1881 hinzuweisen, namentlich auf S. 15, wo der Verfasser in der kurzen Schilderung damaliger Casselscher Zustände, in denen er die Gründe für den Abschied Müllers erblickt, sich in der Verdrehung der Thatsachen zu gefallen scheint. Auch an anderen Stellen finden sich Irrtümer.

«und zu Unserer vollkommensten Zufriedenheit unterzogen.
 «Nachdem Uns aber derselbe geziemend zu vernehmen ge-
 «geben, was massen seine häusliche Umstände Ihme nicht
 «erlaubten, fernerhin in hiesigen Diensten zu verbleiben, und
 «dahero um seine Entlassung unterthänigst nachgesucht: so
 «haben Wir Ihme darunter nicht entstehen, vielmehr solche
 «hiemit ertheilen und und Ihn zugleich Unserer beständigen
 «Gnade, und dass Wir Ihn, seiner erprobten Geschicklichkeit
 «halber, gern beibehalten hätten, versichern wollen.

«Urkundlich etc.»¹⁾.

Der Landgraf selbst sandte ihm ausserdem noch ein sehr schmeichelhaftes Handschreiben, in dem er in den ehrendsten Ausdrücken Müllers Rücktritt bedauert. Johann Georg Müller teilt es im 5. Bande der sämtlichen Werke, S. 110 mit, es lautet: «Mon cher Conseiller Muller! J'ai vu par la lettre que Vous m'avez écrite le 31 du passé les raisons qui Vous engagent à Vous retirer de mon service, et à m'en demander la permission. Quelques valables que Je les trouve, ce n'est pas sans peine que J'entre dans vos vues, rendant à Votre mérite trop de justice, pour ne pas regretter la perte que Je fais. Je joins ici votre démission, et Je m'intéresserai toujours à tout ce qui pourra Vous arriver d'heureux et d'avantageux, étant au reste comme toujours

Votre très affectionné

Frédéric L D Hesse».

Dass Müller aber auch mitunter es bereute, seine bisherige Stelle, die ihm doch gewiss zugesagt hatte, so voreilig aufgegeben zu haben, sehen wir aus einem Briefe, den er am 29. November 1785 von Bern aus an den Hofrat Sömmering in Mainz schrieb²⁾. In ihm heisst es: «Sie wissen, dass ich Cassel verlassen, erstlich aus Gefälligkeit für einen alten Mann,

¹⁾ Mitgeteilt als Anmerkung des Herausgebers in den Sämtl. Werken, Band V, S. 109. Leider ist hier das Datum der Urkunde nicht angegeben.

²⁾ Siehe Sämtl. Werke, Band XVI, S. 224.

von dessen Denkungsart ich mir eine edlere Vorstellung machte, als ich nachher in der Wahrheit begründet gefunden: zweytens wegen der Geschichte meines Vaterlandes, welche, so weit sie gehen soll, nun beynahe vollendet ist. Seit ich nicht mehr zu Genf bin, und schon früher, verlangte mich sehr nach einer eben solchen Stelle, wie ich ungeschickter Weise zu Cassel aufgegeben».

II.

Übersicht der Zwischenzeit bis zum Jahre 1807.

Bevor wir nunmehr zur Darstellung von Müllers zweitem Aufenthalt in Cassel übergehen, erscheint es notwendig, über seine Schicksale in der Zwischenzeit bis zum Jahre 1806 (1807) kurz das Notwendigste anzuführen. Müller brauchte sich nicht allzu lange über den Verlust seiner Casseler Stelle zu betrüben. Er blieb noch fast drei Jahre in der Schweiz; endlich gelang es ihm, mit Hülfe seiner Freunde, in Kurmainzische Dienste zu gelangen. Im Anfang des Jahres 1786 berief ihn der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Friedrich Carl Joseph Freiherr von Erthal an seinen Hof und gab ihm das Amt eines Bibliothekars mit dem Titel Hofrat. Wir sehen ihn in der Folge zu immer höhern Ämtern und Würden emporsteigen: schon 1788 wird er Geheimer Legations- und Konferenzrat, in demselben Jahre Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu Erfurt und zu Mannheim; von seiner Vaterstadt wird er Ehren halber in den Grossen Rat von Schaffhausen aufgenommen. 1791 wird er kurmainzischer Geheimer Staatsrat, Staatsreferendarius in weltlichen Sachen und Direktor der kurrheinischen Kreis-, Landes- und Geheimen Archive, und Kaiser Leopold erhebt ihn durch Diplom d. d. Wien, 6. Februar 1791¹⁾ zum Ritter des Heil. Röm. Reichs und

¹⁾ v. Wurzbach Biogr. Lexikon des Kaisertums Österreich, 19. Teil, S. 360. Müller hatte sich den Adel vom Kaiser selbst erbeten. Kneschke (Deutsches Adelslexikon) giebt als Datum der Nobilitierung den 9. Oktober 1791 an, aber wahrscheinlich irrtümlich.

Edlen von Sylvelden. Er verlässt dann die Mainzischen Dienste und geht nach Wien, wird 1793 Kaiserl. Wirkl. Hofrat und Staatsoffizial bei der Geheimen Hof- und Staatskanzlei, und 1800 erster Kustos der kaiserlichen Bibliothek. Aber in dem katholischen Wien, wo man ihm als Protestanten nicht wohl will, hält es ihn nicht länger; er tritt in preussische Dienste und erlangt das Amt eines Hofhistoriographen des Hauses Brandenburg mit dem Titel eines Geheimen Kriegsrates und die Mitgliedschaft der Berliner Akademie der Wissenschaften.

In dieser Stellung finden wir ihn im Jahre 1806, und da sollte sich durch die sonderbarsten Umstände die merkwürdigste Wandlung in seinem Geschick vollziehen. Am 14. Oktober 1806 wurde die für Preussen unglückliche Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt geschlagen, und schon am 24. Oktober war das siegreiche französische Heer in Berlin; am 27. hielt Napoleon selbst seinen feierlichen Einzug in Preussens Hauptstadt, die von dem verzweifelten Könige inzwischen eilfertig geräumt worden war. Müller war durch den Fall Preussens aufs höchste erschüttert. «Gewaltig», schrieb er, «hat es mich ergriffen, kaum, dass die Beine mich zu tragen, kaum, dass ich eine Zeile zu schreiben vermochte». Er, der noch kurz zuvor einer von denen gewesen war, die am lautesten in Wort und Schrift zum Kriege gegen Napoleon getrieben hatten, den es geschmerzt hatte, dass man ihm nicht die Abfassung der Kriegserklärung an den gewaltigen Kaiser aufgetragen hatte — «ich hätte», sagte er zu Woltmann, «alles auf Einer Seite mit Nachdruck zusammengefasst»¹⁾ — sah jetzt mit der grössten Besorgnis den kommenden Dingen entgegen; und da man nicht wohl annehmen kann, dass Napoleon über die Vorgänge in Berlin vor seiner Ankunft im Unklaren gewesen sei, so war Müllers Furcht vor einer Bestrafung — ähnlich der des Buchhändlers Palm — in

¹⁾ Carl Ludwig von Woltmann, Johann von Müller, Berlin 1810. 8^o. S. 303.

der That begründet. Er hätte fliehen können, er that es nicht. Darin lag der grösste Fehler, den er begehen konnte. Sein Bleiben in Berlin hatte zur Folge, dass er Napoleon gegenüber in Versuchung geriet, und sein schmiegsamer und unbeständiger Charakter vermochte ihr nicht zu widerstehen. Er kannte sich selbst gut genug, um vorauszusehen, dass er der Zaubergewalt eines Napoleon die nötige Charakterstärke nicht würde entgegensetzen können, trotzdem suchte er sein Gewissen zu täuschen — kurz, er wartete die Entwicklung der Dinge ab. «So viele mir anlagen, wegzugehen», schrieb er am 21. Oktober 1806 an seinen Bruder, «und ich selbst eine Weile zweifelhaft war, ich bleibe. Ich habe den Kaiser nie persönlich, namentlich angegriffen ich glaube nicht, dass mir etwas geschehen wird, ich bin gefasst, ohne ein Vorgefühl zu haben. Ich bleibe und bin ruhig». Sein intimer Freund Alexander von Humboldt suchte in Müllers Interesse zu wirken. Er empfahl ihn einigen ihm von früher her persönlich bekannten französischen Offizieren als einen angesehenen Gelehrten, der nur seinen Studien lebe. Müller wurde in Folge dessen nicht nur nicht belästigt, sondern sogar mit grosser Auszeichnung behandelt. Während alle preussischen Beamten aus natürlichen Gründen auf Halbsold gesetzt wurden, wurde ihm nach wie vor sein volles Gehalt ausbezahlt. Müller schreibt selbst¹⁾: «Nach der Einnahme der Stadt Berlin durch die Franzosen habe ich nicht die allergeringste Ursache gefunden, zu bereuen, dass ich geblieben bin. Ich habe lauter Proben der Achtung und des Wohlwollens erfahren. Die Einquartirungslast, mit der mir höchst schweren Beköstigung, ist mir durch einen ausdrücklichen Befehl des Commandanten, Generals Hullin, abgenommen worden. So hat auch der Kriegsminister, Fürst von Neufchatel, mir die schönste Bereitwilligkeit bewiesen, und der Staatssecretair Maret sich mir als Freund erprobt. Bei ihm, bei

¹⁾ Am 8. November 1806 (Sämtl. Werke, Bd. VII, S. 240).

dem Erbprinzen von Baden, dessen Wohlwollen ich nicht genug rühmen kann, bei dem Generalintendant Daru, habe ich mehrmals gespeiset». — Sogar den Kaiser hatte man auf Müller aufmerksam gemacht, und zwar war dies, wie es scheint, kein blosser Zufall, denn man weiss aus einem Briefe Müllers (in seinem handschriftlichen Nachlass), den er an den Fürsten Primas schrieb, dass er diesem gegenüber seine Bewunderung für Napoleon ausgesprochen und den Wunsch hinzugefügt hatte, von dem Kaiser bemerkt zu werden¹⁾. — Übrigens befand er sich in seiner Ansicht über Napoleon in dem bedauerlichsten Irrtum. Er war doch nicht Historiker genug, um die wirklichen Ursachen in dem Gange der Ereignisse erkennen zu können; er sah in dem Untergange Preussens lediglich ein Strafgericht Gottes und in Napoleon das von der göttlichen Vorsehung auserlesene höhere Werkzeug. «Gott, ich sehe es, hat ihm das Reich, die Welt gegeben», schreibt er an seinen Bruder in dem oben erwähnten Briefe²⁾, und später schreibt er: «Es ist entsetzlich, dass niemand lesen will, was die Hand des Schicksals mit so grossen Buchstaben schreibt» «Und es giebt noch Zweifler an der Hand Gottes!»³⁾ In dieser Sophistik vermochte er es auch, aus einem begeisterten Preussen — wenn man so sagen darf — ein ebenso begeisterter Verehrer und Bewunderer Napoleons zu werden. Es fiel ihm eben nie schwer, sich in eine veränderte Lage zu finden und damit auch, wenn es zu seinem Vorteil war, seine Gesinnung zu wechseln. Der grösste und für einen Historiker fast unbegreifliche Irrtum Müllers aber war der, dass er die Unterjochung Deutschlands durch die Franzosen als ein grosses Glück ansah: «Da das Alte, Unhaltbare, Verrostete, einmal untergehen sollte, so ist es das grösste Glück,

¹⁾ Wegele (allg. deutsche Biographie) S. 603.

²⁾ Vom 8. November 1806. Sämtl. Werke, Band VII, S. 240.

³⁾ Brief an seinen Bruder vom 20. März 1807 (Sämtl. Werke, Band VII, S. 268 f.).

dass der Sieg ihm (Napoleon) und einer Nation gegeben ward, welche doch milde Sitten und für die Wissenschaften, mehr als andere, Empfänglichkeit und Schätzung hat»¹⁾. — Müllers Wunsch, der Beachtung des Kaisers teilhaftig zu werden, ging bald in Erfüllung. Napoleon berief ihn zu jener viel besprochenen Audienz am 20. November. Sie vollendete den «Abfall» Müllers. Er, der jeder Auszeichnung gar zu zugänglich war, erlitt hier eine schämliche Niederlage. Napoleon hatte ihn ganz für sich gewonnen. «Je ne pus quitter cet homme unique», schreibt er an Bonstetten²⁾, «sans l'aimer extrêmement, car la simplicité de sa grandeur, cette cordialité, cette bonté qu'il manifestoit, m'avait conquis». — «Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert»³⁾. — Woltmann sah ihn bald nach der Audienz: «Eine Verklärung war über ihn ausgegangen, doch war er in der Wurzel noch mehr erschüttert Der Sieger, welcher die alte Ordnung der Staaten umkehrte durch der Waffen Gewalt, sollte auch ihren lautesten historischen Herold durch den Zauber des einmaligen Gespräches besiegen»⁴⁾ — Die Bestürzung über Müllers Handlungsweise war gross; am erbittertsten war sein alter Freund Gentz. «Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens», so schrieb er in seinem bekannten Absagebrief⁵⁾, «ist ein sonderbarer Missgriff der Natur, die einen Kopf von ausserordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, alles

¹⁾ Sämtl. Werke, Bd. VII, S. 240. Von diesem Irrtum sollte er nur allzubald, und zwar auf eine sehr gründliche Weise, geheilt werden.

²⁾ Sämtl. Werke, Band XV, S. 188.

³⁾ Sämtl. Werke, Band VII, S. 246 (Brief an seinen Bruder vom 25. November 1806).

⁴⁾ Woltmann in seiner Schrift über Müller, S. 306, 308.

⁵⁾ Vom 27. Febr. 1807. Grenzboten S. 425 f. Julian Schmidt, Gesch. d. Deutschen Litteratur seit Lessings Tod. Leipzig 1866, Bd. II, S. 476 f.

anzuerkennen, alles gelten zu lassen, alles zu umfassen, sich gleichsam mit allem zu vermählen, was nur irgend in Ihre Nachbarschaft tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Hass oder zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Wenn der Teufel in Person auf Erden erschiene, ich wiese ihm die Mittel nach, in 24 Stunden ein Bündniss mit Ihnen zu schliessen Ihre eigentliche Strafbarkeit liegt in Ihrem Bleiben, alles Ubrige war eine unvermeidliche Folge davon »¹⁾).

Müller hegte wohl im geheimen die Hoffnung, dass die offenbare Gunst Napoleons für ihn auch fühlbare Folgen haben werde; er würde eine Anstellung in französischen Diensten sicherlich nicht zurückgewiesen haben. Aber es erfolgte nichts derartiges. Statt dessen erhielt er am 3. Januar 1807 vom Könige Friedrich von Württemberg eine Berufung auf einen Lehrstuhl der Geschichte an der Universität Tübingen, und am 12. Februar die weiteren Bedingungen. «Ich erhielt», schreibt er am 16. Januar an seinen Bruder²⁾, «einen Ruf nach Tübingen; äusserst freundlich; eine gute Besoldung; jährlich einige Monate frei; Entschädigung für Transport und Reise. Dies legt eine mächtige Masse in die Wagschale Das versteht sich, dass, wenn der König mich behalten kann und will, ich bleibe». Mit der letzten Bemerkung nahm es Müller nicht allzu genau. Am liebsten hätte er den Ruf nach Tübingen gleich angenommen; aber dies konnte er nicht, da ihm ja immer noch seine Entlassung vom Könige verweigert werden konnte. Die verlockende Stille Tübingens, die ihn seinen Studien ganz wiedergeben konnte, gewann immer grösseren Reiz für ihn³⁾.

¹⁾ Vgl. a. Wegele, S. 602 ff. — Heinrich von Treitschke (Deutsche Geschichte, 4. Aufl., Bd. I., S. 251) sagt: «Unter den Fällen offenbaren Verrathes erschien keiner so schmähdlich, wie der Abfall Johannes Müllers. Den pathetischen Lobredner altdeutscher und schweizerischer Freiheit rissen die Triumphe des Imperators zu knechtischer Bewunderung hin; er hielt es an der Zeit, sich gänzlich umzudenken» u. s. w.

²⁾ Doering, Leben Müllers.

³⁾ Briefliche Äusserung.

Er sehnte sich nach einer Beendigung seiner unsichern Lage und bat daher am 1. Juni den König um seinen Abschied «in den verehrendsten Ausdrücken und ganz nach dem Gefühl, das für seine Person in mir ist». Dies Schreiben war nach Memel gerichtet, kam aber nie dort an. Er schrieb deshalb am 14. Juli abermals, und zwar durch Vermittlung des Ministers Freiherrn von Schrötter. Er war jetzt in einer eigentümlichen Verlegenheit dem König von Württemberg gegenüber, denn dieser «hatte wirklich befohlen, seine (Müllers) Zimmer einzurichten». «Ohne Entlassung wegzugehen wäre höchst unschicklich; den schönen Dingen, die man vorhat, wenn ich dazu gerufen werde, mich durchaus zu entziehen, grob»¹⁾. Zudem machte man von Seiten des preussischen Hofes nunmehr Bemühungen, Müller zu fesseln, ungern wollte man ihn vermissen, selbst die Königin Louise suchte ihn zum Bleiben zu bewegen, doch vergeblich. Die Antwort des Königs aber blieb immer noch aus. Müllers Lage war die denkbar peinlichste: «. . . . ich bestehe nur darauf, dass mein Brief (vom 14. Juli) dem König, bei welchem eine Parthei gegen mich sein soll, vorgelegt, und eine bestimmte Antwort erwirkt werde, damit ich entweder gehe, oder dem König von Württemberg etwas vorlegen könne, das mich rechtfertigt»²⁾. Am 5. September schrieb nun Müller zum drittenmale nach Memel und bat um eine bestimmte Resolution, zugleich erbat er sich vom Könige von Württemberg einen längern Zeitraum für die Auswirkung seines Abschiedes. Am 5. Oktober erhielt er in kurzen und trockenen Worten seine Entlassung. Nochmals suchte man ihn zurückzuhalten. Am 21. Oktober wurde ihm der Antrag gemacht, die Hälfte seines bisherigen Gehaltes anzunehmen, indem man ihm eine einträgliche Stelle an der neu zu begründenden Universität Berlin

¹⁾ Sämtl. Werke, Band VII, S. 300 f.

²⁾ Brief an seinen Bruder vom 24. Juli 1807 (Sämtl. Werke, Band VII, S. 298).

verhiess. Aber Müller war bereits in der Abreise nach Tübingen begriffen.

III.

1807—1809.

Napoleon hatte am 9. Juli 1807 im Frieden zu Tilsit das Königreich Westfalen geschaffen und zu dessen Beherrscher seinen jüngsten Bruder, den Prinzen Hieronymus (Jérôme), eingesetzt¹⁾. Der Kaiser war von der Regierungsunfähigkeit seines Bruders vollkommen überzeugt; sein Augenmerk war deshalb darauf gerichtet, ihm tüchtige Minister zur Seite zu geben, und bei deren Auswahl dachte er — ob aus eigener Initiative, mag dahingestellt bleiben — unglücklicherweise an Johannes von Müller²⁾. Maret entsandte daher in Napoleons Auftrage einen Courier mit einem Handschreiben des Kaisers zu Müller, um ihn aufzufordern, schleunigst (*en toute diligence*) über Mainz und Strassburg nach Fontainebleau zu kommen, wo ihn Napoleon zu sprechen begehre. Da man wusste, dass Müller die Professur in Tübingen angenommen hatte, suchte ihn der Courier zuerst in Tübingen und Stuttgart, eilte dann nach Berlin und fand endlich in Gotha seine Spur. In Frankfurt traf er ihn am 5. November³⁾ und überbrachte ihm seine Ernennung zum Königlich Westfälischen Minister-Staatssekretär.

¹⁾ Im Friedensbulletin heisst es: «Les Pays de Hesse-Cassel, de Brunswick, et tous les États, qu'avait le Roi de Prusse sur la rive gauche de l'Elbe, y compris Magdebourg, forment le royaume de Westphalie. Le Prince Jérôme Napoléon, frère de l'EMPEREUR, est reconnu Roi de Westphalie».

²⁾ Nach den Worten des Grafen Malchus (vgl. Schlosser, *Gesch. d. 18. Jahrh.* Bd. VII. Heidelberg 1865, S. 305, Note) war Napoleon in seinem Entschluss von dem Staatssekretär Maret beeinflusst worden, der sich für die Berufung Müllers eifrig verwandt hatte.

³⁾ Nicht erst am 10. November, wie Thiersch (S. 33) meint.

Über den ersten Eindruck dieser Botschaft schreibt Müller ¹⁾: «Beim Schatten unserer Mutter! nie hatte ich davon die entfernteste Idee; bisweilen wünschte ich eine mässige literarische Stelle in Paris (weil ich die grossen Städte doch nun einmal liebe), hatte aber niemanden auch nur dieses geschrieben. Der erste Eindruck war, nach dem Erstaunen, Freude, dass der grosse Mann, den, wie du weisst, ich seit jener Unterredung am 20. November 1806, hoch verehrte, meiner nicht vergessen. Das hat sich auch nachher bestätigt: der Fürst P.²⁾ hat nichts davon gewusst; König Hieronymus kannte mich nicht; alles ist aus Jupiters Haupt: er wollte seinem Bruder einen der Nation angenehmen Minister geben. Also, in einer Viertelstunde der Courier abgefertigt: ‚ich komme‘». Man hat diese auffallende Bereitwilligkeit Müllers aus verschiedenen Gründen zu erklären versucht; am gelindesten, sogar zu günstig beurteilt Mörikofer ³⁾ Müllers Handlungsweise: «Dass Napoleon seiner so wohlwollend gedacht und dass ihm so der Weg geöffnet war, sich seiner drückenden Schuldenlast zu entledigen, waren die nächsten Gründe, welche Müllern zur Annahme dieser glänzenden Stelle bestimmten. Im Hintergrunde lag aber die sein ganzes Leben hindurch festgehaltene Überzeugung, dass der Geschichtschreiber seine Einsicht zugleich auch als Staatsmann müsse bewähren können; und seine Arbeiten und Erfolge in Staatsaufgaben in seinen verschiedenen Stellungen waren von der Art, dass er nicht Ursache hatte, an seiner Befähigung ⁴⁾ zu zweifeln» — u. s. w. — Es verhielt sich aber nicht ganz so. Auch hier trat wieder die bedauerliche Charakterschwäche Müllers zu Tage; geblendet von Napoleons Gnade, vermochte er nicht dessen Aufforderung zu

¹⁾ An seinen Bruder, Paris den 27. November 1807. (Sämtl. Werke, Band VII, S. 317 ff.).

²⁾ Fürst Primas Carl von Dalberg.

³⁾ Die schweizerische Litteratur, S. 501.

⁴⁾ Diese Befähigung war aber, wie wir bald sehen werden, sehr gering.

widerstehen, zumal da diese so ganz unerwartet kam; dazu kam seine Eitelkeit und Selbstüberhebung, die ihn glauben machten, dass er, der Stubengelehrte, einer so schwierigen und verantwortungsreichen Stelle, wie die ihm angetragene es war, würde gewachsen sein¹⁾. «So liess er sich verlocken und verfiel seinem Schicksale, d. h. der gefährlichen Neigung seiner Natur, die am Ende nicht darin bestand, dass er sich zu staatsmännischem Wirken berufen hielt, sondern dass er ohne Auswahl und Unterschied sich jedem ergab, der die Hand nach ihm ausstreckte und ihm die Befriedigung seines Ehrgeizes in Aussicht stellte»²⁾. «Die Lust zu practischer Bethätigung» seiner Gelehrsamkeit, die ihm Mörkofer mit Unrecht zuschreibt, war keineswegs bei ihm vorhanden, ebenso wenig wie «die Bereitwilligkeit, sich selbst aufzuopfern, um nützlich zu sein», bei der Annahme seiner neuen Stellung eigentlich für ihn bestimmend war. — Jetzt regten sich Müllers Feinde: man glaubte³⁾, dass das Ganze eine längst abgekartete Sache gewesen sei. Müller suchte sich hiegegen in einem Briefe an seinen Freund Wetter in St. Gallen zu rechtfertigen⁴⁾: «Dass alles plötzlich kam, und nicht, wie die glauben, vorbereitet war, ist am besten dir bekannt, wie wäre ich so toll gewesen, 120 Centner Bücher, Schriften u. a. und Fuchsens⁵⁾ Familie nach Tübingen zu senden! Eben das Unerwartete überraschte mich; es fiel mir nicht ein, es ablehnen zu dürfen».

¹⁾ Dass er sich dies wirklich einredete, sehen wir aus folgender Stelle aus einem Briefe an einen Minister N. N., den er nach seiner Anstellung schrieb (Hennings' Deutscher Ehren-Tempel, Band VIII, Gotha 1826, S. 108): «Sie werden Sich wundern, in mir einen Minister zu sehen; aber ich glaube, wen Napoleon zum Minister macht, der muss wohl die zu dieser Stelle erforderlichen Eigenschaften besitzen».

²⁾ Wegele, S. 605.

³⁾ Ob mit Recht oder Unrecht — wer vermöchte das jetzt noch zu entscheiden?

⁴⁾ Vom 8. Dezember 1807 (Sämtl. Werke, Band XVIII, S. 38).

⁵⁾ Michael Fuchs war der langjährige treue Diener Müllers.

Aber schon gleich nach der Abreise des Couriers wurde sich Müller seiner Übereilung recht klar, und noch eifriger, als er sich bei der Annahme der Berufung gezeigt hatte, bemühte er sich jetzt, sie wieder rückgängig zu machen. Er dachte mit Wehmut an seine Studien, die er nun aufgeben oder doch wenigstens sehr beschränken musste; auch schreckte ihn das aufregende und unruhige Leben, das ihm bevorstand. Er schrieb einen bewegten Brief an den Minister Maret: «... Je l'ai accepté avec reconnaissance: mais ce n'est pas sans amertume, que je renonce à mes études, mes travaux commencés, au nom que je m'étais fait dans la carrière des Tites-Lives et des Tacites, pour figurer peut-être assez gauchement à la cour d'un Prince qui ne me connaît pas. Les titres ne me font rien du tout; j'attendais le mien de la posterité...»¹⁾. Doch blieb dieser Brief ohne Antwort und Erfolg.

Inzwischen war Müller am 7. November in der grössten Eilfertigkeit abgereist, Tag und Nacht war er unterwegs, schon am 12. November traf er in Fontainebleau ein. Er sah Maret, auch den König Jérôme, der ihn huldvoll empfing; er wurde zur Kaiserin Josephine, zur Königin Hortense von Holland befohlen. Den Kaiser, der eben nach Italien gereist war, sah er nicht. In Paris traf er den Fürsten Primas; an ihn klammerte sich seine letzte Hoffnung. Er schrieb an ihn: «Il est vrai que je n'aimais pas Tubingue²⁾ ni la vie de nos universités: si l'Empereur m'avait fait jurisconsulte du département des affaires étrangères (place qu'avait Pfeffel) ou historiographe ou bibliothécaire, il m'eût rendu complètement heureux: mais ce travail de tous les jours de l'année, cette observance continue des formes très-complicées, cette vie d'antichambres, et de petites attentions pour les dames, Vous savez, combien

¹⁾ Müllers handschriftl. Nachlass (bei Mörikofer, S. 501 f.).

²⁾ Kurz zuvor hatte er sich noch in ganz entgegengesetzter Weise geäußert. Siehe oben S. 191.

j'y suis peu propre; j'ai passé ma vie avec les Anciens et les Suisses: le genre de mon esprit est bien plus poétique que métaphysique; et je vais descendre de la réputation d'un homme qui a bien fait son métier à celle d'un secrétaire qui fera bien des fautes et qui finira par être disgracié N'y aurait-il pas quelque doute à suggérer au Roi de Westphalie sur ma capacité à remplir cette place, quelque soupçon que je sois trop allemand? ¹⁾ — Dem König Jérôme selbst Gegenvorstellungen zu machen, oder ihm, was ihm doch vollkommen freistand, eine entschiedene Weigerung entgegenzusetzen, dazu konnte sich Müllers schwaches Gemüt nicht entschliessen; er vertraute, wie immer, der gerechten Vorsehung, täuschte sich aber diesmal in ihr. Am 17. November erhielt er sein Bestallungsdekret, und am 18. überreichte ihm Jérôme das Grosskreuz des Königl. Holländischen Löwenordens. «Ich schwöre dir», schreibt er kurze Zeit darauf an seinen Bruder, «dass ich nie in meinem Leben wärmer, inniger, eifriger zu Gott gerufen habe Ich sage mit voller Wahrheit jedem interessanten Freund, dass ich diese Stelle nicht nur nicht gesucht, noch gewünscht, sondern mit Scheu und Gram übernommen habe, und in dem Augenblick, wenn ich derselben wieder entladen werde, mehr Wonne und Freude fühlen werde, als jetzt, weil ich meine Studien über alles liebe» ²⁾. — Müller war durch seine eigene Unentschlossenheit überrascht worden, jetzt gab es für ihn kein Zurück mehr, er ergab sich mit schwerem Herzen in sein Geschick, das er selbst verschuldet hatte. Doch fasste er auch den Entschluss, alles, was in seinen Kräften stand, in seinem Berufe zu thun und die gute Sache nach Kräften zu fördern. «Die Teutschen und Franzosen sollen sehen, dass ich nur das Gute will», schreibt er am 24. November 1807 an Wetter ³⁾. Aber immer noch hegte

¹⁾ Sämtl. Werke, Band XVIII, S. 35 f. — Mörikofer, S. 502.

²⁾ Sämtl. Werke, Band VII, S. 319 f.

³⁾ Sämtl. Werke, Band XVIII, S. 37.

er eine letzte Hoffnung, seiner Stelle ledig zu werden, er hoffte auf den Kaiser. «Eine entfernte Hoffnung nähere ich», schrieb er am 6. Dezember an seinen Bruder¹⁾, «dass, wenn ich den grossen Kaiser noch sehen und sprechen könnte, vielleicht Er die Gnade hätte, mich mir und meinen geliebten Studien auf eine anständige Weise zurückzugeben; welches mein wärmster Wunsch ist, und gegen den weder du, noch das Vaterland, noch die Nachwelt reclamiren würde». — «Täglich, glaube mir», schreibt er am 8. Dezember an Wetter²⁾, «steigt mein allersehnlichstes Heimweh nach meinen Studien, nach der stillen Wonne meines einsamen Lebens; und nie hat der Ehrgeizigste nach einer Stelle so getrachtet, wie ich, derselben los zu werden. Noch hoffe ich auf den Kaiser; er ist meinen Studien gewogen, vielleicht giebt er mich ihnen zurück. Geräusch, Glanz, Ceremonien, Formalitäten, alle Charactere des Hoflebens sind, noch weit weniger, als ich je gedacht, meine Sache. Die Welt, obschon ich ihren Genuss nicht in allen Stücken verschmähe, ist gleichwohl bei weitem nicht so, wie die Nachwelt, der Gegenstand meines Trachtens. Demnach, liebster Freund, kann ich so ganz entscheidendes dir noch nicht sagen (ich hoffe noch); das nur nimm für gewiss, 1) dass, wer mich mir und meinem Studienleben wiedergiebt, mein grösster Wohlthäter sein wird, 2) dass, wenn dieses nicht mehr zu erhalten wäre, und ich mich wider meinen Willen fügen muss, ich die Stelle mit dem festen Entschluss antreten werde, Gutes zu wirken, und im Fall dieses nicht möglich wäre, sie bey der ersten Gelegenheit niederzulegen. Glaube sicher, dass dieser Augenblick der schwerste meines Lebens ist».

Es sollte sich ihm keine Gelegenheit mehr bieten, den Imperator zu sprechen: er musste sich beeilen, seinen Bestimmungsort Cassel, nunmehr die Hauptstadt des französischen Eindringlings, zu erreichen. Am 19. (nicht 20.) Dezember

¹⁾ Sämtl. Werke, Band VII, S. 322 f.

²⁾ Sämtl. Werke, Band XVIII, S. 38 f.

1807 traf er hier ein. Sein alter Freund, der Staatsrat Dohm, damals königl. Westfälischer Gesandter am Dresdener Hofe, war ihm entgegengefahren und begleitete ihn in seine neue Wohnung in der sogenannten Carlsaue. «Bewegten Gemütes schritten die beiden Männer in den weitläufigen Zimmern auf und ab und erinnerten sich ihrer gemeinsamen Wirksamkeit zur Zeit des Fürstenbundes und des jetzigen Wechsels des Schicksals»¹⁾. Es war in der That eine Ironie des Geschickes, dass Müller die ehemals hessische Hauptstadt, in der er vor fast einem Menschenalter eine glückliche Zeit verlebt hatte, nun als den Tummelplatz fremder Abenteurer erblicken musste, die sein Verderben sein sollten. Er wurde jetzt der Diener eines Staates, der, ohne jede sittliche Grundlage, zusammengeschweisst aus den verschiedensten Länderstücken mit zum Teil ganz verschiedenen Interessen, von Anfang an den Keim der Auflösung in sich tragen musste. Die ausgeprägteste Günstlingswirtschaft, ein sybaritische Üppigkeit und Verschwendung am Hofe, die auch in das Volk sich Eingang verschaffte, ein erdrückendes Polizeiwesen, eine Zerstörungswut alter und bewährter Zustände und Einrichtungen und ein Aussaugesystem, das die besten Kräfte des Landes aufs gewissenloseste ausbeutete, — das waren im allgemeinen die segensreichen Errungenschaften der neuen Ordnung²⁾. Dazu war von einer selbständigen Regierung des an sich gutmütigen, aber leichtfertigen und unfähigen Schattenkönigs keine Rede; er hing vielmehr in seinen Entschliessungen gänzlich von dem allmächtigen Kaiser ab³⁾. Unter solchen Umständen auf einem Mi-

¹⁾ Emmert in Bluntschlis Staatswörterbuch, S. 53.

²⁾ Das «grosse Glück», welches Müller dem unterdrückten Deutschland von den Franzosen prophezeit hatte (s. oben S. 189), war aufs glänzendste — nicht eingetroffen.

³⁾ Wie leicht sich Müller durch fürstliche Gnade blenden liess, und dass er dann eines klaren Urteils nicht mehr fähig war, sieht man wieder aus einem Briefe, den er am 1. April 1809 an Bonstetten schrieb: «J'aime

nisterposten wirklich erspriesslich zu wirken, dazu gehörte ein Mann mit einem praktischen und weitumfassenden staatsmännischen Blick, der seine schwierige Aufgabe zu beherrschen versteht, und ein solcher war Müller eben nicht. Das sollte sich auch bald genug zeigen.

Was Müllers Befugnisse und Verhältnisse in seinem neuen Amte anbelangt, so lassen wir hierüber Rudolf von Bosse¹⁾ reden:

« Als Westphälischer Minister und Staatssecretair war Müller zugleich Grosssiegelbewahrer, der alle Urkunden, die des Königs Unterschrift bedurften, in Empfang nahm und bewahrte und davon den betreffenden Behörden Abschrift zur Vollziehung ihres Inhalts mittheilte. Er ward dadurch von Allem in Kenntniss gesetzt, was die übrigen Minister an den König gelangen liessen, und er konnte nöthigenfalls die Zeit, welche zwischen der Unterschrift und der abschriftlichen Mittheilung der Erlassungen lag, benutzen, um gegen diese Erlassungen noch Vorstellungen zu machen. Mit diesem Vortheil vereinigte er die auswärtigen Angelegenheiten, welche ihrem Wesen nach den übrigen Ministern grösstentheils verschlossen blieben. Über diese, wenn sie, wie vorauszusehen, Franzosen waren, hatte er schon als Deutscher in einem deutschen Lande ein natürliches Übergewicht, und dieses vermehrte sich durch die vertrauensvolle Hoffnung, welche von den Deutschen auf ihn gesetzt wurde und wovon ihm schon die Abgeordneten die schmeichelhaftesten Beweise gaben²⁾. Auch durfte er auf seinen Einfluss bei den mächtigsten französischen Staatsmännern rechnen. Sein jetziger Herr war jung, mit dem Lande und mit den Geschäften noch nicht bekannt, er kam ihm mit Wohlwollen entgegen, und dessen

le roi; il a beaucoup d'esprit; il est irrésistible, quand il veut se faire aimer, et il lui faudrait un royaume plus grand et plus riche, car il sait être roi » (!). (Sämtl. Werke, Band XV, S. 194).

¹⁾ Doering, S. 395 ff. — Zeitgenossen, Band II, Heft 4 (Leipzig 1818).

²⁾ « Deputirte aller Provinzen bezeugten eine zum Theil rührende Freude », schreibt er selbst am 3. Januar 1808 an seinen Bruder (Sämtl. Werke, Band VII, S. 325).

Gemahlin ¹⁾ war die Tochter des Königs, der ihm soeben Dienste angeboten hatte, eine vortrefflich gebildete Fürstin. Müller war der erste und noch alleinige Minister, er konnte also auf die Wahl der übrigen entscheidend einwirken, und überhaupt sofort des Heftes der Verwaltung sich bemächtigen Sein grundehrlicher, frommer Sinn liess ihm keine Wahl über den Geist seiner Staatsverwaltung. Hätte er sich zu einem Doppelspiel, dessen Mittel er kannte, verkaufen wollen, so würde er, statt tiefverschuldet, geldreich gestorben seyn; hätte er der französischen Gewaltgrösse dienen wollen, so würden die schönsten Landgüter seine Belohnung gewesen seyn. Deutsche Art und deutsches Wesen wollte er aufrecht erhalten, offen und redlich, ohne Hinterlist und sträfliche Heimlichkeit; dabei hatte er es mit einem französischen Herrn und einem furchtbaren Oberherrn, mit einem Heere französischer Glücksritter und mit eingeschüchterten Landsleuten zu thun. Er hatte gefürchtet, nicht durchzukommen, und nicht bloss gewünscht, sondern gefleht, dass ihm die Stelle nicht gegeben würde».

Die fast nicht zu bewältigende Last der Amtsgeschäfte machte sich ihm schon in den ersten Tagen, nachdem er sein Amt angetreten hatte, recht fühlbar. Er war anfangs der einzige Deutsche im westfälischen Ministerium; natürlich wandten sich die Deutschen mit ihren Anliegen und Gesuchen zuerst an ihn. «Sobald man hörte, dass ich Minister sey, kam aus allen Winkeln Teutschlands wie ein Wolkenbruch von Briefen», schreibt er am 16. Februar 1808 an Joseph von Hammer in Wien ²⁾. Die äusserst ausgedehnten Pflichten, welche ihm oblagen, hätten mehreren Männern vollauf zu thun gegeben, Müller fühlte sich allein nicht im Stande, allen Anforderungen gerecht zu werden; und zumal da er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit alle Angelegenheiten, wenn möglich, selbst

¹⁾ Friederike Catharina Sophie Dorothea, Prinzessin von Württemberg.

²⁾ Sämtl. Werke, Band XVIII, S. 47.

erledigen wollte, alle Gesuche und Zuschriften selbst durchsah und untersuchte, wurde seine, durch die Aufregungen der letzten Zeit ohnehin geschwächte Gesundheit aufs heftigste erschüttert. Auch erkannte er seine eigene Unfähigkeit, in dem vollkommenen Gegensatz der deutschen und französischen Interessen und Anschauungen seine Stellung auf die Dauer behaupten zu können. Er schreibt am 3. Januar 1808 an seinen Bruder¹⁾: «Bald, da es an die Geschäfte ging, bestätigte sich alles, was ich zu Paris vorsah, und wovon ich nur hauptsächlich erwähnen will, dass gerade die des Staatssecretariates für mich und in meinen Jahren am allerwenigsten gemacht sind, und selbst meine durch die letzten zwei Monate gewaltig angegriffene Gesundheit sie nicht aushalten könne. Meine Nerven wurden angegriffen, so dass ich einst mitten in einer Unterredung die Sprache, dass ich mehrmals plötzlich die Besinnung verlor — u. s. w. Alles dieses bekümmerte mich zwar; doch war mir lieb, dass es sich so bald und einigemal bei ganz öffentlichen Gelegenheiten zeigte. Ich nahm hievon Anlass zu einer Vorstellung meiner physischen Untauglichkeit zu dieser Stelle, und bat um den Abschied». Schon am 28. Dezember 1807, nach erst neuntägiger Thätigkeit, bat Müller den König, ihn seiner Stelle zu entheben, ohne einen weitem Wunsch dabei auszusprechen. Er hoffte, vielleicht der westfälischen Dienste gänzlich ledig zu werden, um sich dann nur der Fortsetzung seiner Studien zu widmen. Zwei Tage später berief ihn Jérôme zu sich. «Der König», schreibt Müller am 3. Januar 1808, «liess mich rufen, frug über meine Gesundheit, und ob wirklich sie die Ursache meines Entschlusses sey; schien einzugehen und zu begreifen, was ich von der Geschichte der Schweiz sagte, als dem Grund, gern diesem Lande nahe zu seyn²⁾; endlich bezeugte er, sich zu

¹⁾ Sämtl. Werke, Band VII, S. 325 f.

²⁾ Er hatte also, wie es scheint, seine Absichten auf Tübingen noch nicht aufgegeben.

meiner Entlassung unmöglich entschliessen zu können¹⁾, die Stelle wolle er mir abnehmen, doch soll ich, bis er neu gewählt, und mein Nachfolger hier sey, unterzeichnen, dann aber die fast nicht beschäftigende Stelle eines Generaldirectors der königlich-westphälischen Universitäten übernehmen, wobei ich meinen Studien wieder obliegen könne, die mir auch zu Reisen in das Vaterland Musse lassen werde. Dieses alles sagte der König auf eine so ausserordentlich einnehmende Weise, dass nicht möglich gewesen wäre, dabei unbeweglich zu bleiben». — Am 21. Januar 1808 erst erhielt er ein königliches Dekret, das ihn von seiner bisherigen Stelle entband und ihm die eines Generaldirectors des öffentlichen Unterrichts (Directeur général de l'instruction publique) mit einem Jahresgehalt von dreissigtausend Francs übertrug. Zugleich ernannte ihn der König zum Wirklichen Staatsrat im Ministerium der Justiz und des Innern. Müllers Nachfolger im Staatssekretariate wurde ein ehemaliger Abenteurer, Jérômes bevorzugtester Günstling, Pierre Alexandre Le Camus, kurz darauf zum Grafen von Fürstenstein erhoben, ein Mann, der von den Geschäften des Staatssekretärs noch weit weniger verstand als Müller.

Zugleich mit dem Wechsel in seiner Stellung vertauschte er auch die bisher innegehabte Wohnung mit einer andern, in der sogenannten Bellevue²⁾ gelegenen. Über diese neue Wohnung und über Müllers tägliche Lebensweise berichtet uns Doering³⁾, wie auch Meier⁴⁾ folgendes: An einen hohen

1) Hier handelte Jérôme nach einem ausdrücklichen Wunsche des Kaisers, denn Napoleon schrieb hienach an seinen Bruder: «N'accordéz jamais son congé à cet homme! Vous ne savez pas quel trésor Vous possédez; tâchez plutôt de lui donner une place plus analogue à ses goûts». Sämtl. Werke, Band XV, S. 190.

2) Jetzt führt diese prächtige Strasse den Namen «Schöne Aussicht».

3) Leben Müllers, S. 401 f.

4) Biographien berühmter Schweizer, Zürich 1862. 8^o. S. 204 f. Vgl. (Rudolph von Bosse) Über Joh. v. Müllers letztes Lebensjahr, in den Sämtl. Werken, Band VII, S. 427 ff.

geräumigen Saal, welcher seine grosse Büchersammlung enthielt und zugleich zum Empfange von Besuchen diente, stiess sein Arbeitszimmer, dessen Wände mit schweizer Landschaftsbildern und den Portraits seiner Mutter und des sel. Nicolaus von der Flue geschmückt waren. Auf seinem Schreibtische stand eine griechische Antike; ein Stein von den Trümmern Carthagos diente ihm als Briefbeschwerer. Dies Zimmer gewährte ihm eine herrliche Aussicht auf das anmutige Fuldathal mit der Carls-Aue und weiter hinaus auf einen grossen Teil des hessischen Hügellandes mit dem sagenumwobenen Meissner¹⁾. Er betrat sein Arbeitszimmer gewöhnlich um sechs Uhr morgens, nachdem er zuvor «mit stiller Andacht und sichtbarer Erhebung der Seele» gebetet hatte. Während des Kaffeetrinkens pflegte er wohl an seine vertrauten Freunde Billets zu schreiben, grösstenteils nur wenige Zeilen, aber voll Gelehrsamkeit, Witz und gereifter Lebenserfahrung. Hierauf begab er sich in die Bibliothek und zu seinen litterarischen Arbeiten, von denen ihn später die Geschäfte der Generaldirektion des öffentlichen Unterrichts abriefen. Um vier Uhr nahm er sein frugales Mittagmahl ein, bei welchem ihm Schweizerkost am liebsten war. Nach Tische nahm er gewöhnlich Besuche an. Sein liebster Verkehr waren ihm seine alten Freunde Schlieffen²⁾ und Dohm, doch pflog er auch mit den Ministern Siméon, Beugnot, mit Graf Reinhard und andern gebildeten Franzosen freundschaftlichen Verkehr. «Ma vie est très-uniforme», schreibt

1) Richtiger Weissner.

2) Zum letzten Male hatte Müller im Sommer 1805 Schlieffen besucht, er schreibt darüber an seinen Bruder am 23. April 1805: «Ich habe alle Hände voll Arbeit, aber im Julius hoff' ich mich herauszuarbeiten und ein wenig aufs Land zu gehen. Wohin aber? Papa Schlieffen zählt nicht mit Unrecht, dass ich den Vorzug der alten Freundschaft geben werde; das wäre nicht weit von Güstrow». Diese Reise kam auch zur Ausführung, und Müller verlebte bei Schlieffen einige genussreiche Wochen (Doering, S. 324).

Müller selbst¹⁾, «une ou deux fois par la semaine à la cour, deux fois en conseil, une ou deux fois dans quelque assemblée des ministres, sans cela toujours chez-moi, aux affaires toute la journée, le soir tard au repos dans les études».

Wir kommen jetzt zur Schilderung von Müllers weiterer Thätigkeit. «Le Directeur-général (de l'instruction publique) est chargé de l'organisation des Universités, Gymnases et Écoles. Il a la direction et la surveillance de toutes les parties de l'instruction publique»; so heisst es S. 105 des Almanach royal de Westphalie pour l'an 1810. Damit ist der Geschäftskreis Müllers kurz angegeben. Er hatte die Leitung und Oberaufsicht über fünf Universitäten (Marburg, Rinteln, Göttingen, Halle und Helmstedt), mehr als hundert Gymnasien und Lyceen und etwa dreitausend niedere Schulen. Schon aus dieser Angabe sieht man, dass Müllers neues Amt keineswegs, wie der König gesagt hatte, eine «fast nicht beschäftigende Stelle» sein konnte; es war vielmehr eine Kette von Enttäuschungen, Verdruss und unübersehbarer Arbeitslast. Einmal schreibt er: «Es ist eine schwere Zeit, sie wirkt auf meine Gesundheit. Vorigen Sonntag lagen 261 Briefe unbeantwortet vor mir, siebzehn schrieb ich seither, dann brachte die Post gestern wieder zwölf. Ich halte meine Seele empor, so gut ich kann, aber es hält schwer»²⁾. Und ein andermal (am 5. Mai 1808) äussert er sich gegen Joseph von Hammer: «Bei sehr mannigfaltigen und nie aufhörenden Geschäften war ich bis vor etlichen Wochen ohne Secretair. Endlich habe ich Bosse, der vorhin bey dem Herzog von Braunschweig war, und über die Finanzen Roms u. a. mehrere gute Bücher geschrieben hat, bekommen. Diesem inscribere ich nun die, nicht eigenhändig zu schreibenden Briefe, und er besorgt dieselben. Dem ohnerachtet sind noch 120 von Personen, deren Stand

¹⁾ Sämtl. Werke, Band XV, S. 194 f.

²⁾ Meier, Biographien, S. 203.

und Würde oder alte Freundschaft eine eigene Mühe fordert»¹⁾. «Mein Geschäft ist eine täglich mehrmals sich erneuernde Hydra, womit ich nie fertig werde»²⁾. Am meisten hatte Müller durch die unverständige Opposition zu leiden, die von den Franzosen seinen wohlwollenden Absichten überall entgegengebracht wurde. Der gute Wille Müllers musste natürlich den selbstsüchtigen Plänen der Franzosen oft entgegenwirken, und er war nicht der Mann, der den Intriguen seiner übermächtigen Feinde offenen Widerstand hätte bieten können. Oft ergriff ihn bittere Reue über sein Schicksal, das er doch allein verschuldet hatte. «Selige Stille Tübingens, dass ich dir entrissen ward», schreibt er am 22. Juni 1808 an Heyne in Göttingen. «Sie können sich kaum den rechten Begriff von meiner Lage machen. Meine meisten Verdriesslichkeiten haben drei Quellen: 1) die Anmassungen der Präfecte, welchen allerdings, unbegreiflicher Weise, ursprünglich die Aufsicht über die Studien in den Departements aufgetragen wurde, und welche nun fortfahren, hinter meinem Rücken zu operiren und zu correspondiren 2) Unüberwindliche Vorurtheile gegen die Zahl der Professoren, die Nothwendigkeit gewisser Lehrfächer — (einmal wurde mir die Nothwendigkeit der Anatomie angestritten) — die Natur der Fonds und Genauigkeit der Zahlungen, die Nachtheile einer Stockung der Institute etc. etc. 3) Die Unordnung, welche zum Theil artificiell ist, indem der Stand der Sache manchmal verheelt wird; ich kann die Präfecte nicht dazu bringen, über die Schulfonds, Stipendien u. s. f. mir die verlangte Auskunft zu geben»³⁾. Aus diesen Gründen dachte Müller mehrmals daran, seine Stelle niederzulegen; aber das Eine hielt ihn ab, dass er fürchtete, «sie komme in gar unrechte Hände». Er blieb und harrte aus. Dass Müller unter

1) Sämtl. Werke, Band XVIII, S. 96 f.

2) Aus einem Briefe an Dr. Hans Carl Dippoldt in Leipzig vom 22. März 1809 (Sämtl. Werke, Band XVIII, S. 190).

3) Sämtl. Werke, Band XVIII, S. 57 f.

solchen Umständen an eine ernsthafte Fortsetzung seiner Studien nicht denken konnte, ist klar. Die Arbeiten an der Schweizergeschichte gerieten vollends ins Stocken. Mit Wehmut gedachte er seines hochstrebenden Planes, die Geschichte seines Vaterlandes bis zum Jahre 1777 fortzusetzen; — daran war nun nicht mehr zu denken. Er hatte mitunter auch das Lesen aufgeben wollen, «um Tag und Nacht im Berufe zu arbeiten» — «aber das ertrug seine Gesundheit nicht». Wissenschaftliche Beschäftigung war ihm «wahres Bedürfniss wie essen und trinken», und trotz der Überfülle seiner Amtslast wusste er Gelegenheit zu finden, «Abends um 8 oder 9 einen Abschnitt zu machen» und in seine ihm unentbehrlichen Studien zurückzuflüchten. «Ich bin froh, für meine Bücher etliche Stunden und den Sonntag zu erstehlen», schreibt er am 27. Dezember 1808 an seinen Bruder¹⁾. Es ist daher in den beiden letzten Lebensjahren Müllers keinerlei nennenswerte Arbeit entstanden: «eigene Hervorbringung würde dem ermüdeten Geist nicht gelingen»²⁾. Von der Geschichte der Eidgenossenschaft waren vier Bände erschienen; den fünften hatte Müller noch in Berlin bis zum Tode Kaiser Friedrichs III. fortgeführt; er schrieb jetzt in Cassel die schöne Vorrede dazu und schickte sie am 4. Oktober 1808 nach Leipzig, wo nun das ganze im November erschien³⁾. Auch das gewaltige gesammelte Material für die beabsichtigte Weltgeschichte sollte nicht mehr verwendet werden. Er hatte bis zum 31. Dezember 1808 ausser etwa 10,000 «Sibyllenblättern» in Duodezformat und den in Valeires und Rougemont bei Bonstetten angefertigten Auszügen 16,296 klein und in Abkürzungen geschriebene Folioseiten excerpiert, die sich

1) Sämtl. Werke, Band VII, S. 375.

2) So schreibt er am 13. Januar 1809 an Dohm (Sämtl. Werke, Band XVIII, S. 307).

3) Ausserdem verfasste er nur noch die Rede an die Reichsstände. Siehe hierüber weiter unten.

zum weitaus grössten Teile auf die Universalgeschichte bezogen¹⁾. Diese Arbeit von vierzig Jahren sollte vergeblich gewesen sein. Müllers Aufgabe in seiner Stellung als Generaldirektor der Studien war nicht nur sehr mühevoll, sondern auch, wie sich bald herausstellte, meist fruchtlos und undankbar. Er erkannte bald die Verständnislosigkeit der Franzosen für deutsche Wissenschaft und sah seine Aufgabe darin, der rohen Zerstörungslust und brutalen Willkür der Fremden nach Möglichkeit entgegenzutreten. Und er verwendete hiezu alle seine Kraft, er trat mit edler Kampfesfreude und ausdauernder Geduld für die gute Sache ein. Wenn es ihm auch gelang, gegen die destruktiven Absichten der Franzosen auf wissenschaftlichem Gebiete manche Erfolge zu erringen, so war er doch nicht im Stande, auf der anderen Seite vieles Böse zu verhindern. Der westfälische Staat brauchte immer und immer wieder Geld, und man glaubte, in der beabsichtigten Beschränkung der Universitäten eine willkommene Geldquelle gefunden zu haben. Man wollte die fünf westfälischen Hochschulen zum Teil einziehen, zum Teil zu einer Art von polytechnischen Schulen nach französischem Muster herabdrücken. Ein weiterer Grund für die französische Willkür war das Verhalten der Studenten selber. Der Hof hatte auf das oft etwas wüste Treiben der Studenten, vor allem in Göttingen, ein scharfes Auge geworfen; man beargwöhnte den deutschen Sinn der studierenden Jugend und gedachte im gegebenen Falle selbst mit strafender Gewalt einzuschreiten. Müller erkannte das Verkehrte dieser Absicht wohl, er meinte: «Verbote, Strafen verschlimmern das Übel; der Widerstand scheint Heroismus und entflammt die muthigen Herzen; das Blut der Märtyrer gebiert Proselyten». Er entschied sich für eine sorgfältige Überwachung, um alle Ausschreitungen im Keime zu ersticken.

Die alten Stipendien, Dotationen und andere Fonds der Universitäten und andern wissenschaftlichen Institute, höhern

¹⁾ Sämtl. Werke, Band VII, S. 379 und Band XV, S. 194.

Schulen etc. wurden von dem geldbedürftigen Hofe ohne Weiteres zu Finanzzwecken eingezogen, ebenso das Grundeigentum vieler Anstalten. Marburg, und namentlich Rinteln und Helmstedt, waren am meisten in ihrer Existenz bedroht, und auch Göttingen hatte Grund, für sein Fortbestehen zu fürchten. Diese Hochschule hatte 130,000 Francs Einkommen aus ehemaligen geistlichen Gütern verloren. Bei der grossen Verehrung, die Müller gerade für Göttingen hegte, scheute er keine Mühe, ihr Fortbestehen zu sichern. Hier hatte er ja seine Bildung empfangen; er kannte die Vortrefflichkeit ihrer Einrichtungen und Lehrkräfte aus eigener Erfahrung. . « Wenn alles wankt », sagte er, « so muss man wenigstens die Akropolis aller Wissenschaft, das Pergama der Gelehrtenrepublik retten »¹⁾, und an Heyne schrieb er am 18. Februar 1808: « Ich schwöre Ihnen, für unser geliebtes Göttingen alles zu thun, was möglich ist »²⁾. Das that er auch, und seine Bemühungen hatten Erfolg. Graf Carl Friedrich Reinhard, Napoleons bevollmächtigter Gesandter, schreibt darüber am 17. Januar 1809 an Goethe: « Er (Müller) schützt seine Universitäten, wie die Henne ihre Küchlein, während der gierige Finanzfalke immer in der Luft schwebt. Er und ich übrigens schwimmen im grossen Strom und sehen verwundert zu, wie jeden Augenblick um uns her sich der Anblick verändert, und das werden wir wohl so lange, bis uns irgend eine Woge gegen irgend einen Felsen schleudert ». Reinhard unterstützte Müller wohlwollend in seinen Absichten; er verwendete sich selbst bei Champagny, dem französischen Minister des Auswärtigen, für Müllers Bemühungen. Er hebt hervor, Helmstedt würde nur 10,000 Francs Unterstützung, später sogar nichts aus dem Staatssäckel brauchen, Rinteln lebe ganz aus eigenen Fonds, Halle und Göttingen dürfe man wegen ihres Rufes nicht eingehen lassen. Alles in allem sei ein Staatszuschuss von 600,000 Francs jährlich erforderlich, soviel wie

¹⁾ Meier, Biographien, S. 204.

²⁾ Sämtl. Werke, Band XVIII, S. 54.

die Möblierung eines Palais koste¹⁾. Auch der Naturforscher Johann Friedrich Blumenbach sparte keine Mühe, um die Göttinger Hochschule zu retten; selbst Laplace und Cuvier stellten Napoleon vor, eine Universität, an der ein Blumenbach dociere, dürfe nicht untergehen. — So wurde wenigstens Müllers Hauptzweck erreicht: Göttingen, sowie Halle und Marburg blieben als Hochschulen bestehen. Die Aufhebung der Universitäten in Rinteln und Helmstedt vermochte er freilich nur aufzuhalten; unter Müllers Nachfolger, dem Staatsrate von Leist, wurden beide endgültig und für immer beseitigt²⁾. — Von deutscher Seite wurde ihm für seine edlen Bemühungen die verdiente Anerkennung grossenteils auch nicht versagt; die verständnislosen Franzosen aber hielten seine Thätigkeit für einen überspannten Idealismus und bei ihnen erntete er nur Hohn und Spott und fortgesetzte Kränkungen, so dass er sich sogar einmal hilfesuchend an Maret wandte, um durch dessen Fürsprache Geschichtschreiber bei Napoleon zu werden, nachdem er «durch dessen Sieg die schöne Aufgabe verloren, derjenige Friedrichs des Grossen zu werden»³⁾.

Im März 1808 hatte Müller sich mit einer für ihn verdriesslichen Angelegenheit zu beschäftigen. Zu Anfang dieses Monats waren in Göttingen innerhalb der Studentenschaft Unruhen entstanden, die zu gegenseitigen Verrufsverhältnissen führten und

¹⁾ Goecke und Ilgen, Das Königreich Westphalen. Düsseldorf 1888, S. 111, 114.

²⁾ Dies geschah am 10. Dezember 1809, also nach Müllers Tode. Es ist daher ein grober Anachronismus, wenn Nicolai (Magazin der Biographien denkwürdiger Personen der neuern und neuesten Zeit, Bd. IV, Heft 1, Quedlinburg 1818, S. 42) angiebt, dass «die sämtlichen Professoren der aufgelösten Universitäten durch Müllers Vermittelung entweder neue Anstellungen oder doch ihren bisherigen Gehalt als Pension behielten». Von Nicolai haben dann Hennings (Ehren-Tempel, S. 109) und Doering (Leben Müllers, S. 408) diesen Fehler gedankenlos abgeschrieben.

³⁾ Handschriftl. Nachlass Müllers (Mörikofer, S. 505).

bedenkliche Folgen befürchten liessen. Wie überall in damaliger Zeit, so verfolgte man auch in Cassel diese Vorgänge mit grossem Misstrauen. Wiederholte, auf Müllers Veranlassung durch die akademischen Behörden unternommene Einigungsversuche waren ohne Ergebnis geblieben. Müller kam daher selbst nach Göttingen. Er erliess am 17. März einen gedruckten Aufruf, in dem er völlige Verzeihung verhiess unter der Bedingung, dass alle Studenten am 18., mittags zwischen 12 und 2 Uhr, dem Prorector auf Ehrenwort sich verpflichteten, allen landsmannschaftlichen Verbindungen und allen Verrufserklärungen für die Zukunft zu entsagen, während er im andern Falle die unnachsichtliche Strenge des Gesetzes in Aussicht stellte. Die Ordnung wurde wieder hergestellt, und am 19. März erliess Müller eine zweite Proklamation, welche eine ehrende Anerkennung des Gehorsams der Studenten enthielt, zugleich aber auch die Androhung der sofortigen Relegation ohne Unterschied des Namens und Standes bei etwaigen erneuten Ausschreitungen¹⁾. — Mit der grössten Schärfe, aber auch Einseitigkeit, sprach sich Müller über die Zweikämpfe zwischen den Studenten aus und suchte ihnen, soviel er konnte, entgegen zu wirken. «Es dünkt mir das Beste», schreibt er an den Professor Stäudlin in Göttingen²⁾, «1) alles zu thun durch Lehre, auf dass des Übels nicht viel geschehe, 2) das geschehene nicht öffentlich zu machen, auf dass die Universalität des Übels nicht einladend werde, 3) mit den nothwendigen Strafen den grössten Ernst mit Feyer zu verbinden, und dabei in einem kräftigen Vortrage auf eine herzerschütternde Weise

¹⁾ Vergleiche über diese Vorgänge Doering, *Leben Müllers*, S. 403 ff. — Saalfeld, *Gesch. der Universität Göttingen in dem Zeitraum von 1788—1820*. Hannover 1820, S. 39 f., und vor allem Kleinschmidt, *Zur Geschichte der Universität Göttingen unter Jérôme* (in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1891. Hannover 1891, Seite 199—211).

²⁾ Cassel, ohne Zeitdatum. *Sämtl. Werke*, Band XVIII, S. 172 f.

die Seiten der Sache darzustellen, wodurch sie jedem Menschen abscheulich werden muss». Aber bei den verkehrten Massregeln, die die Regierung gegen die Studenten ergriff, war es gar nicht denkbar, dass wirklich hätte Ruhe herrschen oder gar die altererbte Sitte des « Paukens » hätte unterdrückt werden können. Es wurde nämlich in Göttingen eine hohe und geheime Polizei eingeführt, die jeden verdächtig erscheinenden Vorgang unter den Studenten an die Regierung berichtete und als gefährlich darstellte. Die Studenten wollten sich diese neue Einrichtung nicht gefallen lassen und äusserten in freier Weise ihre Missstimmung. Dazu erregten die kriegerischen Ereignisse in Deutschland die Gemüter. Die akademische Disziplinarbehörde hatte ihre Befugnisse an die hohe Polizei abtreten müssen, und diese besorgte die Verdächtigungen harmloser Vorgänge aufs Gewissenhafteste. Müller sollte kraft seines Amtes Dinge verhindern, die im Grunde ein Einschreiten gar nicht erforderten ¹⁾, in Wirklichkeit auch gar nicht ausgerottet werden konnten. An den damaligen Prorektor der Universität Göttingen, Hofrat Eichhorn, mit dem Müller viele Briefe in Amtsgeschäften wechselte, schrieb er am 28. Februar 1809 über den « Duellen-Unfug »: « Ich habe nun 16 Namen solcher Herren, und stehe an, ob nicht gut wäre, sie sämmtlich zu verweisen. Denn wenn die akademische Jugend aus solchen rohen Bengeln bestehen soll, die nichts abhalten kann, sich einander für nichts und wieder nichts die Hälse zu brechen, wenn alle Weisheit, Klugheit und Menschenkenntniss so vieler Gelehrten, sie davon zurückzubringen, unfähig ist, wozu eine so kostbare Universität? Mit Geistesentwicklung, mit Bildung ists ohnedem aus, wenn die Wüthereyen der Landsmannschaften das praedominium haben. Was haben Staat und Menschheit von dem Raufen und Balgen zu erwarten? Ich sehe den Untergang herbeyeilten und fange an, mich darüber zu trösten. —

¹⁾ Das Vorhergehende aus Band XVIII der Sämtl. Werke, S. 214.

Mit gebeugtem Muth endige ich. Ich getraue mir nicht, die indisciplinirte Rotte länger als Zöglinge der Musen interessant zu machen»¹⁾. — Am 4. Mai 1809 schrieb er abermals wegen dieser Dinge an den Professor Stäudlin²⁾; wir erfahren aus diesem Briefe, dass in Göttingen Schlägereien zwischen Studenten und Soldaten vorgekommen waren. Er bittet Stäudlin, dahin zu wirken, das die Studenten durch die Professoren «väterlich und ernstlich» auf die Gefahr aufmerksam gemacht werden sollten, welche «durch dergleichen Unbesonnenheiten» der Universität zugezogen werden könnte — u. s. w.

Im Mai 1808 erhielt Müller den für ihn schmeichelhaften Auftrag, den König auf dessen Reise durch die Universitätsstädte begleiten und führen zu dürfen. Am 14. Mai bekam er den Befehl, sich sogleich nach Göttingen zu begeben und am folgenden Tage die Universität dem Könige vorzustellen. In Dransfeld erwartete eine Abordnung von 24 Studenten den Landesherrn, der am Vormittag des 15. dort ankam und in Begleitung der Studenten nach Wehnde fuhr, wo er im Amtshause von Müller empfangen wurde. Am Nachmittag gelangte der König nach Göttingen, empfangen von dem Prorector der Universität, Hofrat Richter, und den hervorragendsten Professoren, und von Müller mit einer französischen Ansprache begrüsst, in der er den König als den Erhalter und einen zweiten Vater der Universität feierte und der Ergebenheit derselben versicherte³⁾. Der König machte wohlwollend der Hochschule mehrere freigebige Zuwendungen und versprach ihr seinen Schutz. Am 16. erfolgte die Rückkehr nach Wehnde und am 17., morgens, brach der König von hier auf und begab sich nach Braunschweig. Müller folgte ihm. Hier wurde Jérôme am 18. von dem Prorector, Abt Henke, den Decanen der Fa-

¹⁾ Sämtl. Werke, Band XVIII, S. 173, Note.

²⁾ a. a. O., S. 211 ff.

³⁾ Diese Ansprache steht in den Sämtl. Werken, Band VII, S. 349 wörtlich abgedruckt.

cultäten, Häberlin, Orell und Bruns aus Helmstedt und zwölf Helmstedter Studenten begrüsst. Beim grossen Lever stellte Müller sie zuerst dem Könige vor, dann dem Minister Siméon¹⁾. Dem Schutze des Letztern empfahl er Universität und Stadt Helmstedt. Müller selbst wurde bei dieser Gelegenheit von dem Decan der juristischen Facultät daselbst, Professor Eisenhart, das Diplom eines Doctors der Rechte honoris causa überreicht²⁾. Von Braunschweig ging Müller im Gefolge des Königs nach Magdeburg. Der dortige Präfekt hatte für eine glänzende Aufnahme des vielgeliebten Landesvaters pflichtschuldigst gesorgt und gab zu Ehren des Königs einen Ball, auf dem auch Müller in der überreich gestickten goldstrotzenden Uniform der Staatsräte erschien. «Man sah es ihm an», so schreibt ein Augenzeuge³⁾, «dass dieses Gallakleid sowohl, als das ganze Etiquett, ihm, dem Stubengelehrten, höchst lästig sey, und es lag der schwere Gram über den Verfall des Menschengeschlechtes auf seinem Gesicht. Er mischte sich auch nicht in das bunte Gewirr der Gesellschaft; mit hinten zusammengeschlagenen Händen sah er dem Tanz zu, und sagte jemandem, der sich ihm näherte, und den er sogleich wiedererkannte: Wohl denen, die jetzt noch Lust zum Tanzen haben. Man muss in der That an diesem lustigen Muth der Jugend sich zu erholen suchen». Einen ähnlichen Eindruck von Müller erhielt Steffens bei der Audienz, die der König den Vertretern der Universität in Halle gewährte, wohin der königliche Zug sich von Magdeburg aus begeben hatte. Er erzählt darüber: «Eine Gestalt hatte mich in der Umgebung des Königs mit tiefer Wehmuth ergriffen; es war Joh.

¹⁾ Die Ansprachen siehe Band VII der Sämtl. Werke, S. 350 ff.

²⁾ Im Jahre 1807 war Müller bereits zum Ehrendoctor der Philosophie von der Universität zu Jena ernannt worden, auch wurde er 1808 Ehrenmitglied der Göttinger Societät der Wissenschaften und der Münchener Akademie.

³⁾ Siehe Nicolai, Magazin, S. 45.

v. Müller. Er war stark, breit, in seiner Haltung etwas ungeschickt, seine Gesichtszüge, obgleich bedeutend, doch nichts weniger als schön. Wie ich zu bemerken glaubte, schien er höchst verlegen, als schämte er sich. In der steifen, von breiten Goldtressen starrenden Staatsrathsuniform sah er dem Schweizer eines Hotels nur gar zu ähnlich, und ich vermisste den Portierstab». Steffens berichtet dann von dem Besuche, den er Müller abstattete, er war ergriffen darüber, welch tiefe Spuren der Wechsel der Geschicke bei Müller zurückgelassen hatte. «Als ich etwa eine halbe Stunde bei ihm zugebracht hatte», so erzählt er, «reichte er mir wehmüthig die Hand; die Thränen standen ihm in den Augen. ‚Sie müssen sich entfernen‘, sprach er, ‚ein zu langes Gespräch könnte verdächtig erscheinen‘. Das war der Mann, der die grosse Vergangenheit mächtiger germanischer Gesinnungen bewahrt und ausgesprochen hatte. Eine Erfahrung, wie diese, war mir schrecklich. Es war mir grauenhaft hart, die Verehrung, die ich für ihn hatte, in Mitleid verwandeln zu müssen»¹⁾).

In Magdeburg hatte die Reise des Königs ihr Endziel erreicht, von dort begab er sich wieder nach Cassel. Am 2. Juli desselben Jahres wurde hier im Orangerieschlosse unter Anwendung eines in der «guten Stadt Cassel» noch nie gesehenen Pompes, den die Napoleoniden so gern zu entfalten pflegten, die erste Versammlung der königlich westfälischen Reichsstände unter dem höchsteigenen Vorsitze des Königs eröffnet. Sie tagte bis in die zweite Hälfte des Monats August. Der König wollte Müller einen Beweis seines Wohlwollens geben: er trug ihm auf, am 22. August in seinem, des Königs, Namen bei der Entlassung des Reichstages die Schlussrede zu halten. Dies gab seinem Ehrgeize wieder eine kräftige Nahrung. Er, der jeder Gunstbezeugung so sehr zugänglich war, fühlte sich durch diese neue Gnade seines allergnädigsten Herrn aufs

¹⁾ Steffens, Was ich erlebte. Bd. VI, Breslau 1842, S. 16 ff.

höchste geschmeichelt. Aber zur Schande Müllers muss man gestehen: die Gesinnungen, die er in dieser Rede offenbarte, waren nach den Erfahrungen, die er bis dahin gemacht hatte, seiner nicht würdig. Er verlor sich in seiner Rede¹⁾ allzusehr in höfische Lobrednerei napoleonischer Grösse. «Dass Müller es für seine Dienstpflicht hielt, so zu reden, war schlimm, noch schlimmer, dass er sich wirklich zu solchen Empfindungen und Gedanken zu stimmen vermochte». (Julian Schmidt in den Grenzboten, S. 459)²⁾. Müller selbst mag ein leises Bewusstsein gehabt haben, dass er zu viel gesagt habe; er schreibt wenigstens an seinen Bruder³⁾: «Nun sende ich Dir die Rede; man muss bedenken, in welcher Eigenschaft, und zu wem ich sprach; sage mir aufrichtig, ob ich in dieser Lage zu dieser Versammlung wohl gesprochen. Ein Berliner mag vielleicht wieder ein Buch dagegen schreiben; ich werde ihm den Possen thun, es wieder nicht zu lesen». — Die Freude, diese Rede halten zu dürfen, war der letzte Lichtblick in Müllers amtlicher Thätigkeit. Er hatte ja längst er-

¹⁾ Sie ist abgedruckt (französisch und in deutscher Übersetzung) in den Sämtl. Werken, Band XXVII, S. 216 bis 245, und in F. K. von Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Zweiter Teil, Braunschweig 1833, S. 51 ff.

²⁾ Ein Ohrenzeuge dieser Rede versteigt sich zu der erhabenen Schilderung: «Ein köstlicher Augenblick, es entstand eine tiefe Stille um ihn. Jedermann horchte auf die Stimme, die Verkünderin erhabener Wahrheiten. Müller selbst war ergriffen von dem Geist der Geschichte; seine Blicke entflammten sich; er sprach wie ein Begeisterter von dem, was die Zukunft verbarg». (Meier, Biographien, S. 204 f). Der Wahrheit entsprechender ist jedenfalls die Darstellung Friedrich Karls von Strombeck, der ebenfalls als Mitglied des Reichstages bei dessen Entlassung zugegen war: «Müller las die Rede aus einem kleinen roth eingebundenen Taschenbuche mit einem unangenehmen Schweizer-Accente und matter Stimme ab. Daher denn wohl, dass sie keinen Eindruck machte, noch weniger einen solchen zurückliess». (v. Strombeck, Darstellungen, S. 66).

³⁾ Am 30. August 1808. Sämtl. Werke, Band VII, S. 366.

kannt und auch seinen Freunden gegenüber geäußert, dass er in arger Selbsttäuschung sich habe bethören lassen, « ein Rad mehr in dem grossen Uhrwerk zu seyn, welches nach den Traumgedanken der neuen französischen Dynastie ganz Europa zu den Stufen des Hofes von St. Cloud legen sollte »¹⁾. Den frohen Jugendmut und die Schaffensfreude hatte er verloren; er hatte sich mit dem « grossen gigantischen Schicksal » nach und nach ausgesöhnt. Zudem fühlte er das Alter. « Sonst war in mir ein Gefühl, recht sehr alt werden zu sollen », schreibt er am 22. August 1808 an Heyne²⁾, « und ich machte Pläne bis aufs achtzigste Jahr. Aber seit Jahresfrist hat sich's sehr verloren; das Alter ist gekommen; der Hof hat es mir eingeimpft ». — Obenein hatten auch seine finanziellen Verhältnisse durch die unvermeidlichen grossen Ausgaben der letzten Jahre sich sehr verschlechtert; er war in Schulden geraten und sah keinen Ausweg, wie er sie unter den obwaltenden Verhältnissen je würde decken können. « Ajoutez — so schreibt er am 1. April 1809 an Bonstetten³⁾ — le dérangement de mon économie. Le voyage de France, le transport de ma bibliothèque de Berlin à Tubingue, de Tubingue à Cassel (3000 flor.), les habits de costume et de tout (12,000 fr.) Pour payer toutes mes dettes, il me faudrait quatre ans ici, ou six, s'il fallait y parvenir par mes écrits ».

Nochmals, und zwar kurze Zeit vor seinem Tode, schien sich Müller ein Rettungsanker zu bieten, der eine günstige Wendung seines Schicksals erhoffen liess. Das Vaterland erinnerte sich seiner. Daniel von Salis in Chur hatte nämlich, wie Johann Georg Müller mitteilt⁴⁾, den Plan gefasst und auch mit seinen vertrautesten Freunden besprochen, in Verbindung mit mehreren eidgenössischen Gesandten bei der, im

1) Nicolai, Magazin, S. 43.

2) Sämtl. Werke, Band XVIII, S. 59.

3) Sämtl. Werke, Band XV, S. 191, 193.

4) Sämtl. Werke, Band VII, S. 395, Note.

Juni 1809 sich versammelnden, schweizerischen Tagsatzung den Antrag zu stellen, Müller, wofern die einstimmige Bewilligung sämtlicher Stände dazu erteilt würde, in die Schweiz zu berufen und ihm ein mässiges Jahresgehalt auszusetzen, um ihm so Gelegenheit zu geben, sich wieder seinen Studien, namentlich der vaterländischen Geschichte, in Musse zu widmen, und zugleich, wenn er von einzelnen Ständen dazu aufgefordert würde, an der Vervollkommnung der öffentlichen Unterrichtsanstalten mitzuwirken. Müller hatte von diesem Plane gehört; er äussert seine Ansicht darüber seinem Bruder ¹⁾: «Schon der Gedanke würde das Vaterland vor den Völkern ehren -- zu dieser Zeit an so etwas gedacht zu haben. An meiner Zustimmung ist nicht zu zweifeln; ich weiss, was ich will.... Wenn es geschehen sollte, so wird meine Sache seyn, dass es mit beiderseitiger Ehre geschehe. Doch wage ich nicht, mich der Hoffnung zu überlassen..... Der Gedanke von Salis hat mich innigst erfreut, ob er durchgehen soll, weiss, der die Zukunft voraussieht, weil er sie schafft. Wir wollen ruhig warten. Zärtliche Freude und alle Bereitwilligkeit kannst du bezeugen. Genug, es war doch wieder ein Schimmer». Diese Hoffnung verjüngte ihn, so zu sagen, noch einmal, er baute kühne Pläne für die Zukunft, wie er «eine Zeit lang in Zürich über Simlerianis, und zu Aarau über Zurlaubens unerschöpften Manuscripten, in Rhätien bei den Salisschen Schätzen» — u. s. w. — zubringen wollte. Aber der schöne Gedanke sollte nicht mehr zur Ausführung kommen. Am 5. Juni trat in Freiburg die Tagsatzung zusammen; am 8. erfuhr sie Müllers Tod.

Seit dem Anfange des Jahres 1809 war Müllers Gesundheit immer schwankender geworden, wie aus vielen Stellen in seinem Tagebuch hervorgeht; seine physischen Kräfte schwanden zusehends. Eine vom König ihm zugefügte rohe Beleidigung sollte seinen Tod beschleunigen. Nachdem er am 2. Mai²⁾ seinen letzten

¹⁾ Brief vom 13. März 1809 (Sämtl. Werke, Band VII, S. 395 ff.).

²⁾ So muss es wohl statt März heissen, wie S. 409 im VII. Bande der Sämtl. Werke steht.

Vortrag im Staatsrat über Büchercensur und Pressfreiheit gehalten hatte, erklärte ihm der König in einem Anfälle übelster Laune am 11. Mai öffentlich («en face de toute la cour»), «er wolle keine Gelehrten mehr, Halle solle verbrannt, die Universitätsstädte zerstört werden, er wolle nur Soldaten und Dummköpfe». Diese empörende Erklärung machte es Müller aufs deutlichste klar, dass man seiner nicht mehr bedürfe; an demselben Tage noch schrieb er an Siméon: «. . . . Der Generaldirector des öffentlichen Unterrichts ist für die Zukunft im Königreich Westphalen überflüssig geworden, und wenn er noch einen Funken Ehre besitzt, bleibt er keinen Tag länger Man muss zeigen, dass man, um klug zu sein, weder feige noch einem niedrigen Interesse unterworfen ist, das Alles ertragen lässt»¹⁾. Zugleich schrieb er an den König in kurzen und bündigen Worten: «Sire, le 28 Déc. 1807 Votre Majesté voulut un Directeur général de l'instruction publique. Elle m'en offrit l'emploi, je l'ai accepté. Aujourd'hui en annonçant qu'Elle ne veut que des ignorans et qu'Elle réserve un sort funeste aux villes à Universités, Elle m'a donné ma dimission. Sa volonté est ma loi; j'accepte»²⁾. — Reinhard suchte ihn zu beruhigen, vergeblich. Am 18. Mai zog ihm eine Erkältung «eine rosenartige Entzündung der linken Hälfte des Gesichts mit heftigem Husten» zu; trotzdem schrieb er am 19. noch sein letztes historisches Excerpt und verrichtete die letzten Amtsgeschäfte (das 775ste bis 785ste seit dem 1. Januar). Am 20., morgens, sah man sich genötigt, den Hofrat Dr. Richard Harnier³⁾, einen bewährten Casseler Arzt, den Müller schon am 2. Mai um Rat befragt hatte, zu Hülfe zu

1) Müllers handschriftl. Nachlass (Mörikofer, S. 505).

2) a. a. O.

3) Harnier verfasste auf Bitten Johann Georg Müllers am 17. Juni 1809 einen ausführlichen Bericht über Müllers letzte Krankheit, der als Beilage II auf S. 420 bis 426 in den Sämtl. Werken, Band VII abgedruckt ist. Ihm schliessen sich meine Angaben an.

rufen¹⁾. Am 22. Mai verbreitete sich die Rose auch über die rechte Hälfte des Gesichts, der Husten nahm zu. In der Nacht vom 23. zum 24. trat ein sehr heftiger «Singultus» ein. Vom 24. an wurde das ununterbrochene krampfhaftes Schluchzen immer heftiger, die Kräfte nahmen ab. In der Nacht vom 26. zum 27. wurde durch Eilboten der Hofrat Richter aus Göttingen herbeigerufen, der am 28., Nachmittags, bei Müller eintraf. Am 28., abends, nahm der Puls bedeutend ab, keine Spur des Bewusstseins kehrte zurück. Siméon, Bosse, Reinhard umstanden trauernd in den letzten Tagen der Krankheit sein Sterbelager und suchten ihm Trost zuzusprechen. Zuletzt erkannte er sie in seinen Fieberphantasien nicht mehr. Er sprach mit seiner längst verstorbenen Mutter, die er stets abgöttisch verehrt hatte. Seine letzten Worte waren, wenn man Bosses Bericht glauben darf²⁾: «Alles, was ist, ist von Gott, und alles, was kommt, kommt von Gott». Am Morgen des 29. Mai, um vier Uhr, gab der Tod ihm die verscherzte Freiheit wieder. — Einer von Müllers Freunden (vermutlich ist Bosse gemeint) schrieb noch an demselben Tage an Müllers Bruder: «Sein Ende war sanft, wie sein edles Herz, und keine Gewissenspein hat seinen Übergang in die Ewigkeit erschwert. Er liegt da vor uns, unverändert, und sein holdes Lächeln lebt noch auf dem Gesichte, unverkenbares Zeichen innerer Ruhe und Zufriedenheit»³⁾. —

Am 31. Mai wurde Müllers entseelte Hülle auf dem nunmehr unbenutzten ältern städtischen Friedhofe zu Cassel mit grosser

¹⁾ In Müllers Tagebuch stehen unterm 20. die Worte: «Den ganzen Tag krank an einem Rothlauf, mit grosser Ermattung, auch wohl Fieber». (Doering, S. 413).

²⁾ Joh. v. Müllers letztes Lebensjahr (Sämtl. Werke, Band VII, S. 442). Nach ihm erzählen es auch Nicolai (Magazin, S. 48), Doering in den Denkmälern verdienstvoller Deutschen des 18. und 19. Jahrhunderts. V. Bändchen, Leipzig 1829. 12^o. S. 32, und in seiner Biographie Müllers (Zeitz 1835, S. 414) und Meier (Biographien, S. 206).

³⁾ Doering, Leben Müllers, S. 414.

Feierlichkeit und militärischen Ehren der Erde übergeben. Der Leichenzug bewegte sich von Müllers Wohnung in der Bellevue durch die Hauptstrassen der obern Stadt. Er wurde eröffnet von einem Bataillon des zweiten Linienregiments mit umgekehrtem Gewehr, dem sich der Superintendent und die Marschälle — darunter sind wohl die sogenannten Trauermarschälle zu verstehen — anschlossen. Alsdann folgte der mit vier Pferden bespannte Trauerwagen. Auf dem Sarge lagen die Ehrenzeichen der Staatsräte; die militärische Bedeckung schloss den Wagen ein. Die königlichen Minister, der kaiserliche Gesandte Graf Reinhard, der gesamte Staatsrat und die Staatsrats-Auditoren, darunter Rudolph von Bosse, folgten in der grossen Uniform, dunkelblau mit hellblauer seidener breiter Stickerei, «welches sich bei dem zahlreichen Personal prächtig ausnahm». Eine grosse Anzahl Equipagen, in deren einer der greise Schlieffen, beschloss den Zug. Als der Zug auf dem Friedhofe angelangt war, hielt Siméon an Müllers Grabe eine treffliche Leichenrede voll aufrichtiger Teilnahme und schöner Anerkennung der Verdienste des Dahingeshiedenen, gleichsam eine Sühne für die Kränkungen, die der Tote von den Franzosen erlitten. Er zählte Müller in seiner Rede unter die «wertvollsten Eroberungen» (*les conquêtes les plus précieuses*), die Napoleon in Preussen gemacht habe, und schloss mit den Worten: «*Les sciences perdent en lui un de leurs favoris les plus assidus; les lettres, un homme qui les avoit illustrées; le Roi, un bon serviteur; nous, Messieurs, un collègue, un ami; mais son souvenir et ses oeuvres nous le rendront; il ne meurt point tout entier celui, qui, en quittant la vie, laisse au milieu de ses semblables une partie de ses lumières, et paye, par des ouvrages utiles et qui resteront, les larmes qu'il fait verser*»¹⁾.

¹⁾ Über Müllers Leichenbegängnis vergleiche man das Morgenblatt für gebildete Stände. 3. Jahrgang. Tübingen 1809, Nr. 144, und den Westphälischen Moniteur von 1809, Nr. 65. — Die Rede Si-

Nachdem der Sarg in die Erde gesenkt war, erscholl noch ein dumpfes Pelotonfeuer von Seiten der Soldaten, und dann schloss sich die Gruft über dem Toten. Jacob Grimm war Zeuge des Leichenbegängnisses und schreibt darüber an seinen Bruder am 31. Mai: «Johannes von Müller ist gestorben, er sah an die Siebenzig aus. Es war mir sehr leid. Er ist wie unter Heiden gestorben; ein anderer Ort wäre der vielen Jahre würdiger gewesen, da er so fleissig und herzlich gearbeitet. Heute von zehn bis halb zwölf war der Leichenzug. Am Grabe weinten seine drei Bedienten laute Thränen»¹⁾. Als Müllers treuester Freund, Carl Victor von Bonstetten, dessen Tod erfuhr, schrieb er verzweifelt an Friederike Brun geborene Münter: «Gestern las ich den Namen Müllers in den Zeitungen: es war sein Tod, sein Leichenbegängnis. Ein schwarzer Schleier umhüllte meine Augen. Fast alle Erinnerungen meines Lebens schienen mit ihm ins Grab gestiegen zu sein. Wer hat mich geliebt wie er? Er ist nicht mehr»²⁾. Die Brun selbst, Müllers langjährige Freundin, trauerte mit Bonstetten um ihn. Sie widmete seinem Andenken ein Gedicht, das sie im Juli 1809 zu Albano niederschrieb, unter dem Titel: «Troost an Johannes Müllers Grabe. Für seinen Freund K. V. v. Bonstetten». Es endigt mit den Worten:

«Und so lange deutsche Sprache tönet,
Nennt man Müller'n auch und seinen Freund:
Mit der Freundschaft Eichenspross gekrönt,
Leuchtet ihr zu Einem Strahl vereint»³⁾.

Ausserdem erschien auf Müllers Tod: «Elegie um Johan von Müller Im Sommer 1809. von Fridrich Rühs» (32 Di-

méons ist abgedruckt in Nr. 65 des Moniteurs, in Dr. Ludwig Wachlers Johann von Müller, eine Gedächtnisrede. Marburg 1809, S. 62 bis 67, und in Band VII der Sämtl. Werke, S. 411 bis 419 als Beilage I.

¹⁾ Thiersch, S. 37.

²⁾ Vogel, Studien, S. 5 f.

³⁾ Doering, Leben Müllers, S. 448 ff.

stichen, deutsch. Ohne Druckort. 4 Seiten. 4^o). — Auch das Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung widmete ihm in Nr. 45 vom 21. Juni 1809 einen warm empfundenen Nachruf und teilt zugleich das von dem Hofrat Professor Mitscherlich im Auftrage der Universität zu Göttingen verfasste Trauergedicht in 25 Distichen mit, (das den Titel führt: «*Pietas Academiae Georgiae Augustae in funere viri munerum gravitate et meritorum magnitudine conspicui Joannis de Muller, potentissimi Westphaliae Regis a consiliis status publici et instructionis publicae studiorumque Directoris*»¹⁾). — Das Morgenblatt für gebildete Stände brachte ebenfalls in Nr. 144 des Jahrgangs 1809 einen Bericht über Müllers Tod und Begräbnis. Müllers alter Freund, der würdige Professor Christian Gottlob Heyne, verlas am 10. Juni 1809 in einer Sitzung der Göttinger Societät der Wissenschaften zu Ehren des verstorbenen Mitgliedes und «*inter desideria lugentium*» eine lateinische Gedächtnisrede²⁾, und auch die Professoren Christoph Rommel und Ludwig Wachler in Marburg feierten am 14. Juni Müllers Andenken durch öffentliche Universitätsreden, wobei zu bemerken ist, dass Wachlers Rede ein wenig parteilich zu Gunsten Müllers ausgefallen ist³⁾. Endlich zahlte auch die Alma mater Fridericiana in Halle den schuldigen Tribut, indem in ihrem Auftrage Professor Christian Gottfried Schütz eine 32 Quartseiten umfassende «*Memoria Joannis Mülleri V. C. Pot. Westphaliae Regis in re publica gerenda Consilarii et institutionis*⁴⁾ publicae Supremi Directoris» veröffentlichte. Schliesslich ist zu diesen unmittelbaren literarischen Folgen von Müllers Tode, die als Lobreden natür-

¹⁾ Auch abgedruckt im Westphälischen Moniteur von 1809, Nr. 68, und bei Wachler, S. 68 ff.

²⁾ Erschienen in demselben Jahre zu Göttingen als «*Memoria Joannis de Muller*» etc. 4^o.

³⁾ Beide Reden sind zu Marburg im Druck erschienen.

⁴⁾ Statt *instructionis*!

lich eine Fülle von rednerischen Übertreibungen und Entstellungen enthalten, noch die weit bessere Schrift von A. H. L. Heeren: Johann von Müller der Historiker, Leipzig 1809, zu rechnen, sowie die von dem königl. bayrischen Oberfinanzrat Dr. Friedrich Roth an Müllers Todestage im Jahre 1811 in der Münchener Akademie der Wissenschaften gelesene «Lobschrift auf Johann von Müller, den Historiker», erschienen 1811 zu Sulzbach¹⁾.

Am 27. Juli 1809 wurde bei dem Königl. Westfälischen Distrikts-Tribunal zu Cassel Müllers Testament eröffnet, das er am 7. Juni 1808 niedergeschrieben hatte, mit einer kurzen Nachschrift vom 30. Dezember 1808²⁾. «Das grosse Gefühl, was darin ausgedrückt ist — so schrieb ein Zeuge der Testamentseröffnung an Müllers Bruder —, ergriff die Versammlung; in Stille und Bewunderung vernahm jeder das letzte Wort des schönen vollendeten Geistes. Möge es denselben Eindruck in der Schweiz machen! »

Die Schulden, die Müller hinterliess, waren sehr bedeutend. Man fand bei seinem Tode nur hundert Francs in barem Gelde, während seine Schulden am 30. Dezember 1808 10,836 Thaler betragen hatten, davon bei Perthes und Cotta allein 7000 Thaler Vorschüsse, das Übrige bei Vetter in St. Gallen, bei Herders Witwe u. s. w. Müller verfügte mit grosser Gewissenhaftigkeit darüber, wie diese Schulden gedeckt werden sollten. Sein Bruder sollte die reichhaltige Bibliothek von über 5000 Bänden

¹⁾ Auch C. J. Windischmann hielt am Gedächtnistage von Müllers Hingang (am 29. Mai 1810) im grossen akademischen Saale zu Aschaffenburg einen Vortrag: «Was Johannes Müller war und uns ferner seyn müsse», erschienen 1811 zu Winterthur. 8^o. 36 S. Mir ist diese Schrift leider nicht zu Gesicht gekommen.

²⁾ Es ist abgedruckt als Beilage IV in den Sämtl. Werken, Band VII, S. 443 bis 458. Vgl. Illustrierte Zeitung, Band VII, Leipzig 1846, Nr. 157, S. 7, 8 (mit Müllers Portrait).

verkaufen¹⁾, dann die ansehnliche Briefsammlung und die Schriften, darunter das Manuskript der 1784 zuletzt gehaltenen Vorlesungen über Universalgeschichte — «ein Buchhändler dürfte 1000 Thlr. dafür geben» —, auch etwa eine Gesamtausgabe seiner Werke veranstalten, — «dies Alles möchte bei 5000 Thlr. werth sein» — u. s. w. Dann wendet sich Müller an die Eidgenossen, er bittet sie, «dass Ihr für den Nachlass Eures Geschichtschreibers und Freundes die Befriedigung seiner letzten Wünsche gern übernehmen würdet». Er gedenkt liebevoll seines treuen Dieners Fuchs, den er auch zum Executor testamenti ernannte: «ihn empfehle ich meinen Erben, Freunden, und wer in und ausser dem Vaterlande mich liebt». Zum Schluss sagt er: «Gehabt Euch wohl, Bruder und Schwester! Vaterland, meines Herzens Freude und Stolz! Der Gott unserer Väter gebe Dir Freiheit und Friede. Von Anfang bis auf uns wollte ich die Zeiten der Menschheit beschreiben; mein Leben verfloss darüber; gönnet, Freunde, meiner Seele die Ruhe, zu hoffen, ihr letzter Wille werde erfüllt».

So starb ein Mann, der viel gehasst und viel bewundert worden ist, als Mensch und als Historiker nicht fehlerlos und von vielen sogar aufs Heftigste angefochten, einer der merkwürdigsten Männer in der Zeit des Sturmes und Dranges in der deutschen Litteratur, und ein glänzendes Muster unermüdlischen schriftstellerischen Fleisses. In seinem Ende glaubt man fast die Notwendigkeit eines tragischen Schicksals zu erkennen, «welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt». Mag Müller darin gefehlt haben, dass er verblendet als Deutscher gegen Deutsche in fremdem Solde gewirkt hat, so hat er doch auch in dieser Stellung sein Bestes gethan, und durch die so plötzlich über ihn hereingebrochene

¹⁾ Es gelang den Bemühungen einiger Verehrer Müllers, die Kantonsregierung in Schaffhausen zum Ankaufe zu veranlassen, die sie mit der Schaffhauser Bürgerbibliothek vereinigte.

Nemesis erscheint auch seine Schuld vollkommen gesühnt. Seine Schweizergeschichte aber, die ihn überdauert hat, bleibt das beste Bekenntnis seiner echten Schweizergesinnung. — Die westfälische Regierung, der er sein Leben geopfert, hat ihm kein ehrendes Denkmal gesetzt — ja, erst « nach dreijährigem geheimem Widerstande von Seiten hoher Personen zu Cassel » gelang es Müllers Bruder, ein einfaches Denkmal auf sein Grab setzen lassen zu dürfen. Erst der grosse König Ludwig I von Baiern hat diese Schuld ganz abgetragen. Im Beginne des Frühlings 1852¹⁾ liess er auf dem Casseler Friedhofe an der Stelle, wo Müllers Gebeine ruhen, das durch den Münchener Bildhauer Brugger entworfene und ausgeführte Denkmal errichten. Man sieht oben unter dem rundbogigen Frontispice auf einem Tragsteine die wohlgetroffene Büste Müllers, darunter rechts und links an den Seiten des Denkmals die Gestalten der Astraea und der Clio, diese mit Griffel und Rolle, jene mit einem Eschenzweige, dem Sinnbilde der Stärke, und der Wage der Gerechtigkeit, beide — gleich der Büste — aus weissem Tiroler Marmor aus den Brüchen bei Schlanders. Die Mitte des Denkmals nimmt die vom Könige selbst verfasste Lapidarinschrift ein:

- GRABSTÄTTE
 IOHANNES (!) v: MUELLER
 GEBOREN IN SCHAFHAUSEN
 MDCCLII²⁾
 WAS THUKYDIDES HELLAS
 TACITUS ROM DAS WAR ER
 SEINEM VATERLANDE

¹⁾ Rommel irrt, wenn er das Jahr 1851 angiebt (v. Rommel, *Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit in: Bülow, Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen*, Bd. V, Leipzig 1863, S. 486). Ganz falsch ist natürlich auch 1835, wie Sp. 904 der *Nouvelle biographie générale publiée par Firmin Didot Frères*, Band XXXVI, Paris 1861, behauptet wird.

²⁾ Das Jahr des Todes wird in dem Artikel der *Illustr. Zeitung* (Leipzig 1852, Bd. XIX, Nr. 480, S. 162) der Inschrift fälschlich zugesetzt, auch Wurzbach führt die so veränderte Inschrift an.

Ganz unten am Fusse des Denkmals steht die eigentliche Widmung:

DIESES GRABMAL SETZTE
DER BEWUNDERER
SEINER GESCHICHTSWERKE
KÖNIG LUDWIG I v: BAYERN ¹⁾

¹⁾ Eine Abbildung des Denkmals siehe in der *Illustr. Zeitung* a. a. O. S. 161.



Zusätze.

Zu Seite 162, Note 2). Hier ist vergessen worden hinzuzufügen: F. W. Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Fortgesetzt von K. W. Justi. 18 Bände, Göttingen 1781—1819, wo im Band IX, Seite 309 ff. (und ergänzungsweise im Bd. X 401 f., XI 366 f., XII 364, XIII 359, XIV 345 f., XV 352 f., XVI 546 ff. und XVII 398) über Müller gehandelt wird.

Zu Seite 170, oben. Wie ich nachträglich aus Seite 4 der Festschrift zur Feier des fünfzigsten Stiftungstages des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde¹⁾ ersehe, trägt Müller selbst die Schuld an dem Untergange der Casseler Gesellschaft der Altertümer. Ihr letzter ständiger Sekretär nämlich, der Bibliothekar Professor Ludwig Völkel, bemühte sich, den Minister des Innern, Siméon, für die Erhaltung der Gesellschaft zu interessieren; Siméon übergab Johannes v. Müller die Eingabe Völkels, und Müller entschied, im Hinblick auf die abscheuliche Plünderung, die das Casseler Museum 1807 durch den «Requisitor» Napoleons, den Baron Vivant-Denon, erlitten hatte: «La Société des Antiquités . . . n'a plus d'objet après que Mr. Denon a visité les antiquités recueillies par les anciens princes». Damit war das Urteil über L. Friedrichs II. so verdienstvolle Schöpfung gesprochen.

¹⁾ Erschienen Cassel 1884 als Suppl. X der N. F. der Zeitschrift des Vereins f. hess. Gesch. u. Landesk.
